



Stern der Neger.

Deutscher Glaubensbote.

Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 3.

März 1901.

IV. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
Afrika's Erlösung	65	Altägyptischer Totencult	89
Cardinal M. Ledóchowski	66	Rundschau in den Missionen: Europa; Asien: China; Afrika: Westafrika, Ostafrika	94
Lebensbilder deutscher Missionäre: P. Moriz Thoman (Fortsetzung)	66	Marien-Verein für Afrika: Breitenjee, Lasse	96
Aus unserer Mission: Aus den Missionsstationen in Aegypten und Sudan. — Das erste Jahr im wiedereroberten Sudan (Schluß). — Auf dem „Redemptor“	73		
Ist der Islam geeignet Naturvölker zu bilden? (Schluß)	80	Abbildungen:	
Der jüngste Erdheil und seine Bewohner (Schluß).	85	Herz Jesu, Heil Afrika's. — Cardinal M. Ledóchowski, Präfect der Propaganda. — Ein Beduine. — Fellah am Dreifchen. — Die hl. 40 Martyrer. — Mumie Ramses II. Phramiden von Gizeh.	87
Legende des Morgenlandes: Die hl. 40 Martyrer.	87		

Sür Ansichtskartensammler!

Jeder, wer uns neue sichere Abonnenten zuführt, erhält über Verlangen ebensoviele schöne Ansichtskarten von Aegypten und Sudan, dortselbst aufgegeben und abgestempelt.

Missionshaus Mühland bei Brixen.

Ältere Jahrgänge

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: der erste Jahrgang à 2 K., der zweite (2. für sich abgeschlossenes Halbjahr) à 1 K., der dritte à 2 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 4 Kronen.

Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer mitzugeben zu wollen.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 24. Januar bis 25. Februar 1901.)

Für das Missionshaus:

G. Vener, Matrie (darunter für hl. Messen)	20.— K.
L. Reiningner, Stift Melk	2.— K.
Prälat Dr. G. Bichoffe, vom Kindheit Jesu-Verein, Wien	800.— K.
Monsignor Dr. Nagl, Rom	20.— K.
Prälat Schneider, Stuttgart	2.34 K.
Durch Dr. F. Ch. Mitternugner, Neustift	33.50 K.
H. Roggenberger, München	2.34 K.
Von einer f Jungfrau durch Dr. Mitternugner, Neustift	160.— K.
Durch denselben von Fürstin Waldburg-Wolfsegg	117.— K.
H. Lüsche, Pfarrer, Nieden	23.53 K.
A. Schubert, Prov., Brixdorf	14.— K.
Dr. F. Freiseisen, Professor, Brixen	7.— K.
J. Krill, Wlankö	2.— K.
Josefa Gruber, St. Pölt	4.— K.
L. Klopfer, Augsburg	2.35 K.
Josefine Danglermayer, Linz	3.— K.
Kath. Zwenkel, Lichtenwald	2.— K.
A. Stöckl, Dombicar, Salzburg	1.— K.
Durch G. Baumgartner, Coop., Wels vom kath. Arbeiterverein	20.— K.
Durch denselben von einer Wohlthäterin	2.— K.
Aus Düsseldorf	24.67 K.
Beßer, Staatsprocuratorsfrau, Münster i. W.	17.63 K.
Haidegger, Carns	2.— K.
Monsignor E. Friedrich, Wien	4.— K.
A. Kreuzweger, Tiers	1.— K.
F. Seibl, Stainz	1.— K.
F. Vogt, Alesau	11.75 K.
P. Wopner, Pfarrer, Welschnoven	2.— K.

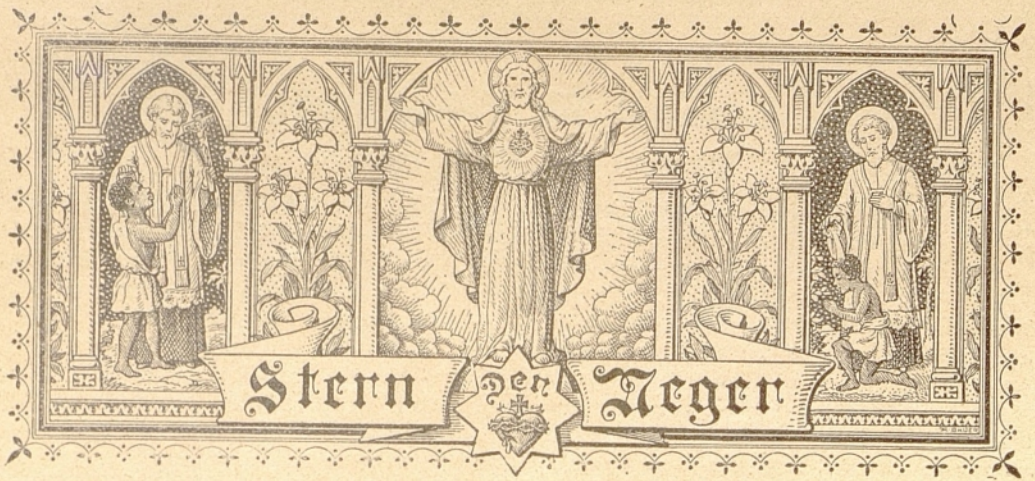
Maria Reinte, Münster i. W. (darunter für 16 hl. Messen)	52.87 K.
L. Maier, Baden, Schweiz	2.87 K.
Aus Oberösterreich für ein Heidentind Maria	20.— K.
Aus Oberösterreich	66.— K.
Exc. Frau v. Majlath, Gynastikerin	1.— K.
Maria Waldner, Lehrerin, Bent	2.— K.
Durch Anna Mayr in St. Valentin, Niederösterreich, von mehreren	4.— K.
Aus Steyr, Oberösterreich	280.— K.
B. Paul, Zunsbrud	4.— K.
S. v. Belies, k. k. Gesandter, Kairo	3.86 K.
Th. Bdehst, Rom	— 87 K.
Aus Oberösterreich	350.— K.
J. Wegmann, Passau	3.— K.
A. Varcher, Langesthei	1.80 K.
J. Müller, Brixen	1. ²⁶ K.
J. Traxl, Strengen	9.— K.

Für heilige Messen:

El. Fröhlich, Uhrweiser	4.— K.
B. Paul, Zunsbrud	7.— K.
Schröder, Steele	6.— K.
Wollmer, Pfarrer, Bühl	29.36 K.
Aus Oberösterreich	100.— K.
Aus Oberösterreich	20.— K.
Mayr, Stetten	36.68 K.
Baronin Nagel, Vornholz	47.83 K.
P. Mohr, Wehlbad	18.79 K.
G. Untenhuber, Ebensee	1.— K.
Hummel, Caplan	38.— K.
Aus Ufers	40.— K.

Bücher sendungen gingen ein von: Weger'sche Verlagshandlung, Brixen; Bertha Paul, Zunsbrud; Friedrich Wapenik, Graz; Dr. F. Wild, Linz a. D.; P. Bruno Wiesinger, Müllersdorf; M. Eller, geistl. Rath, Brixen; J. Schreyer, Coop., Schwaz.

Diesen und allen übrigen Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott!“ und bitten um weitere milde Gaben für unser Missionshaus.



Deutscher Glaubensbote.

Nr. 3.

März 1901.

IV. Jahrg.

Afrika's Erlösung.

Das neunzehnte Jahrhundert zählt Afrika's Entschleierung zu seinen größten Errungen- schaften. In dem eben be- gonnenen 20. Jahrhundert soll durch die Befehrung Afrika's dem Welterlöser ein neuer, großer Triumph bereitet werden! Ganze Volksstämme und Völker, die bislang in rohem Naturzustande und heidnischer Wildheit leben, anbetend dem Heiland zuzu- führen, ist das nicht ein schöner Triumph für ihn!

Die junge Gesellschaft der „Söhne des hlst. Herzens Jesu“ will nach Kräften an diesem erhabenen Werke mitarbeiten in dem ihr zugewiesenen Missions- gebiete. Der hl. Vater er- muthigte dieselben neuerdings in besonderer Weise, indem er in einer Audienz am 14. Febr. dem hochw. Generalobern gegen- über von der Größe unserer

Mission sprach und betonte, wie die Söhne des hlst. Herzens Jesu mit Standhaftigkeit und Opfergeist ausgerüstet sein müssen und sich nicht von den Schwierigkeiten, denen sie zahlreich in ihrer Mission begegnen werden, über- winden lassen dürfen. Schließlich segnete der hl. Vater die ganze Gesellschaft und alle ihre Mit- glieder, sowie alle diejenigen, welche ihr in irgend einer Weise Gutes thun.

Dieser besondere Segen des hl. Vaters möge für die Söhne des hlst. Herzens Jesu sowie ihre Wohlthäter ein neuer An- trieb und eine neue Ernuthi- gung sein! Ja mit frischem Muth wollen wir das schwie- rige Werk fortsetzen im festen Vertrauen, daß in diesem Jahr- hunderte sich die Weissagung erfülle: „Vor Ihm werden die Aethiopier sich niederwerfen!“



Herz Jesu, Heil Afrika's.



Cardinal M. Ledóchowski, Präfect der Propaganda.

Lin Decennium wird heuer voll, daß Cardinal M. Ledóchowski das mühe- und sorgenvolle Amt eines Präfecten der Propaganda bekleidet. — „O, wir haben ja noch unsern ausgezeichneten Cardinal Ledóchowski, den großen Kenner von Land und Leuten und Missionen!“ sagte Leo XIII. nach dem Tode des vorletzten Präfecten der Propaganda, als seine Rätthe die Frage erhoben, wer nun zum Nachfolger Simeonis in einem so wichtigen Amte zu bestellen sei. Der hl. Vater bewies auch damals seinen klarsehenden Blick — er kannte seinen Mann. Man kann nur staunen, wie viel im Laufe dieser zehn Jahre auf dem großen Gebiete des Missionswerkes gescheher ist; dies ist in erster Linie der Klugheit, dem Eifer und der Thatkraft des greisen und doch rüstigen Präfecten der Propaganda zu danken; — ihm gebürt aber noch ein besonderer Dank von Seite der deutschen Missionen, welche nie einen größeren Aufschwung aufzuweisen hatten, als in den zehn Jahren der Regierung des Cardinals Ledóchowski!

* * *

Cardinal Miecisklaus Ledóchowski wurde am 29. October 1822 zu Gorki, Diöcese Sandomir in Polen, als das Kind einer altadeligen polnischen Familie geboren. Nach Beendigung seiner ersten Studien zu Warschau begab sich der 18jährige Graf nach Rom, um da im Colleg der Adelligen seine weitere Ausbildung zu erlangen. Er galt hier nach jeder Richtung als das Muster seiner Collegen, und als er seine philosophischen und theologischen Studien mit Auszeichnung beendet hatte, erhielt er am 13. Juli 1845 noch unter Papst Gregor XVI. die heilige Priesterweihe.

Im folgenden Jahre bestieg Pius IX. den päpstlichen Stuhl; diesem waren die Vorzüge des jungen Priesters bekannt, und er ernannte ihn alsbald zu seinem Hausprälaten. Bald darauf wurde Ledóchowski für die diplomatische Laufbahn bestimmt und kam als Auditor zu der päpstlichen Nuntiatur nach Lissabon, dann wurde er kurz nacheinander Internuntius selbst, Internuntius in Santiago in Chile und in Rio de Janeiro. 1856 finden wir den jungen Diplomaten als apostolischen Delegaten in Neu-Granada und 1861 treffen wir ihn mit der Würde eines Titular-Erzbischofs von Theben ausgezeichnet als Nuntius in Brüssel. 1865 wurde der erzbischöfliche Stuhl von Gnesen-Posen vacant;

lange suchte man für die Verwaltung dieser großen, ob der nationalen Verschiedenheit doppelt beschwerlichen Erzdiöcese den geeigneten Mann. Man wählte den Grafen M. Ledóchowski — und man täuschte sich nicht. Ledóchowski nahm die Wahl an und seine Wirksamkeit in Gnesen-Posen gereichte der Diöcese zum größten Segen; ja der ganzen katholischen Kirche in Deutschland leistete der thatkräftige Mann die größten Dienste, besonders in den schweren Zeiten des traurigen Kulturkampfes.

Ledóchowski wich trotz der berüchtigten Maigesetze von 1870 nicht um einen Zoll von den unverbrüchlichen Rechten der Kirche, unbeirrt um die Gesetze, die in sein Amt eingriffen, verwaltete er nach wie vor seine Diöcese. Er wurde in Folge dessen in Anklagezustand versetzt und zu einer Geldstrafe von 5500 Thalern verurtheilt. Ledóchowski zahlte, that aber wie zuvor. Wieder und wieder wurde er zu neuen und höheren Geldstrafen verurtheilt, sein Gehalt wurde zur Deckung derselben confisciert, seine Güter und selbst sein bischöflicher Ornat wurden beschlagnahmt. Ledóchowski hatte nichts mehr, aber er — that wie zuvor. Und weil er nichts mehr hatte, was man zur Deckung der neuen Strassummen einziehen hätte können, wurde ihm am 31. Jänner 1874 mitgetheilt, daß er demnächst selbst zur Verbüßung einer zweijährigen Kerkerstrafe eingezogen werde. Ledóchowski schwieg und — that wie zuvor.

Am 3. Februar um halb vier Uhr früh drang die Polizei in den bischöflichen Palast, um sich der Person des Erzbischofs zu bemächtigen. Ohne einen Augenblick die Fassung zu verlieren, tröstete er die bestürzte Dienerschaft und mit den Worten: „Meine Herren! ich stehe zu Ihrer Verfügung!“ ließ er sich von den Häschern in einem abgeschlossenen Wagen abführen.

In das Staatsgefängnis von Dstrowo verbracht, wurde Ledóchowski daselbst volle zwei Jahre in strenger Haft gehalten, selbst seine Ernennung zum Cardinal am 15. März 1875 vermochte das über den Glaubenshelden gefällte Urtheil nicht zu mildern.

Im Februar 1876 wurde Ledóchowski über die Grenze gewiesen. Er begab sich nach Krakau, aber auch von da wurde er verbannt. Er begab sich also nach Rom, wo er bis heute verweilt.

Bis zum Jahre 1886 blieb Cardinal Ledóchowski, obwohl in Rom, Erzbischof von Gnesen-Posen; dann erst erhielt er in der Person des Prälaten

Dinder einen Nachfolger. In Rom entfaltete der Cardinal als Mitglied verschiedener Congregationen, besonders als Präfect der Congregation der Breven eine rege Thätigkeit, bis er nach dem Tode des Cardinals Simeoni im Jahre 1891 vom hl. Vater

Gefangener zu Ostrowo keine anderen Bücher zu lesen als solche über Länder- und Völkertunde; die schienen am wenigsten staatsgefährlich zu sein. Diese nun studierte der Cardinal volle zwei Jahre mit Eifer. So bediente sich die göttliche Vorsehung der



Cardinal Ledóchowski, Präfect der Propaganda.

aus eigenem Entschlusse zum Präfecten der Propaganda ernannt wurde. Leo XIII. hatte nämlich schon als Cardinal Pecci Gelegenheit, die umfassenden Kenntnisse Ledóchowski's auf dem Gebiete der Erd-, Völker- und Missionskunde kennen und schätzen zu lernen. Und wie kam der Cardinal zu diesen Kenntnissen? Seit jeher ein Freund solcher Studien, bekam er als

Strenge eines preußischen Kerkerprofosen als Mittel, um sich einen tüchtigen Präfecten der Propaganda heranzubilden. —

Möge der Herr den greisen heldenmüthigen Cardinal Ledóchowski segnen und ihn zu seiner Ehre und zu Nutz und Frommen des Missionswerkes und der ganzen katholischen Kirche noch lange Jahre erhalten!

Lebensbilder deutscher Missionäre.

P. Moriz Thoman.

(Fortsetzung.)

Nun muß ich über meine Reise nach Afrika sprechen. Mit allem versehen, was nothwendig ist, mit Ausnahme einer guten Gesundheit, bestieg ich den 2. Februar 1757 ein Schiff von mittelmäßiger Größe und verließ unter günstigem Winde die Insel Goa. Auf demselben Schiffe war Herr Johann Emmanuel von Mello, der als Statthalter nach Mosambique geschickt wurde, mit seiner ganzen Familie. Nebstdem waren auf dem Schiffe zwei Augustiner, zwei Franciscaner, ein barmherziger Bruder, einige Kaufleute u. s. w.

Raum hatten wir das Land aus dem Gesichte verloren, als mich schon ein viertägiges Fieber besiel. Ich hatte mich von der schweren Krankheit, die ich das erste Jahr nach meiner Ankunft in Indien durchmachte, nie ganz erholt und verlor vollständig meine Kräfte; denn das Fieber wurde von Tag zu Tag heftiger. Der stets günstige Wind führte uns schon zum drittenmal über die Linie, und es war für mich ein Glück, daß wir bald, nämlich den 8. März, in Mosambique angekommen sind.

Bei unserer Ankunft wurden sowohl auf unserem Schiffe, als auch auf der Insel die Kanonen gelöst. Der Gouverneur von Mosambique kam gleich an Bord, um seinen Nachfolger zu begrüßen. Aus besonderer Rücksicht gestatteten mir diese beiden Herren, daß ich zuerst aus dem Schiffe aussteigen und ins Jesuitencollegium gehen konnte: es war eben wieder mein Fiebertag. Ich wurde von meinen Brüdern mit großer Liebe aufgenommen, besuchte zuerst die Kirche und gieng gleich zu Bette. Das Fieber nahm aber so zu, daß ich zu phantastieren anfieng, so daß die Patres des Collegiums in großen Schrecken geriethen.

Ein Arzt, der schnell gerufen wurde, ordnete so gute Mittel an, daß mich das Fieber bald ganz verlassen hat. Aber erholen konnte ich mich nur allmählig.

Den 5. April wurde ich in aller Frühe ganz unverhofft zum neuen Gouverneur gerufen. Ich gieng gleich und fand in seinem Hause fast alle portugiesischen Herren versammelt. Man führte mich in sein Zimmer, und ich fand den guten Herrn im Bette. Das Bett und der Boden waren mit Blut besprengt. Da ich von allem, was vorgegangen war, nichts wußte, so fragte ich, ob er zur Ader

gelassen habe. Ach Pater, antwortete der Kranke, haben sie die Güte, meine Beicht zu hören. Das that ich und ließ ihm alsdann die hl. Communion reichen.

Der Herr hatte denselben Morgen einen Selbstmordversuch gemacht. Zwischen der Wand und einem Sessel hatte er einen Degen festgemacht und war zweimal mit so großer Gewalt in denselben gerannt, daß er sich jedesmal den ganzen Leib durch und durch gestoßen hatte. Man sagte, daß Uebertretung königlicher Befehle und andere Dinge ihn so verwirrt gemacht hatten, daß er diesen traurigen Entschluß faßte. Er bat mich, ich möchte, so lange er noch lebe, bei ihm bleiben. Ich stand ihm auch bei, so gut ich konnte, ließ ihm die hl. Delung geben, und dieselbe Nacht noch, gegen zwölf Uhr, verschied er.

Man kann sich leicht denken, wie sehr seine Frau bestürzt war, daß sie auf so traurige Art ihren theueren Mann verlieren mußte. Er war im 38. Jahre seines Lebens und hinterließ drei Kinder: einen Sohn von 14 Jahren, der schon fährrich war, und 2 Töchter, eine von 11 und die andere von 9 Jahren. Die Frau wollte vor Betrübnis sich durch Hunger das Leben nehmen. Sie nahm auch in der That nur in meiner Gegenwart etwas Nahrung, so daß ihr wenigstens das Leben erhalten blieb. Ich sprach ihr zu, soviel ich konnte, aber alles war umsonst; denn sie glaubte, sie habe einige Schuld an dem tragischen Ende ihres Mannes. In der That hätte sie auf ihn mehr achthaben sollen, umso mehr, da sie seine Verwirrung schon wahrgenommen hatte. —

Den 24. April begab ich mich wieder zu Schiffe und auf die Reise, um endlich in die mir bestimmte Mission an den Flüssen von Senna zu kommen. — Die Flüsse von Senna umfassen einen ziemlichen Strich Landes, etwa so groß wie die Grafschaft Tirol, am großen Flusse Zambezi gelegen. Der Kaiser von Monomotapa hat ihn den Portugiesen gegen einen jährlichen Tribut abgetreten. Dieser Tribut besteht in einem rothsamntenenen Kissen, einem schönen Sessel und anderen Kleinigkeiten. Nebstdem schicken sie ihm eine Compagnie Soldaten, deren Anzahl aber den Namen Compagnie nicht verdient; denn sie beläuft sich nur auf 15 bis 20 Mann.

Jeder, der dahin geschickt wird, besonders aber der Hauptmann, freut sich, denn sie werden gut belohnt, vorzugsweise wenn sie seiner schwarzen Majestät einige europäische oder asiatische Kleinigkeiten mitbringen. Diese Soldaten dienen dem Kaiser als Leibwache. — Diese Reise war wegen der vielen umherliegenden unbewohnten kleinen Inseln, Klippen und Sandbänken höchst gefährlich. Dazu kam noch, daß mich das viertägige Fieber wieder befiel, aber nicht mehr so heftig wie das vorigemal. Wir hatten stets günstigen Wind und brauchten zur ganzen Reise nur zwölf Tage. Auf unser Zeichen mit der Kanone erhielten wir von der Festung Tangelane die gewünschte Antwort.

Gewöhnlich ist auf dem Schiffe und dem Landungsplatze eine große Freude, wenn ein Schiff in den Seehafen einläuft. Hier ist aber das Gegentheil der Fall, weil die Einfahrt sehr gefährlich ist, denn der Grund des Meeres ist nicht tief und zwei Sandbänke liegen einander gegenüber, auf die die Schiffe leicht auffahren, sich setzen und alsdann von den beständigen Wellenstößen ganz in Stücke geschlagen werden. Als wir einfuhren, schien das sonst so schöne und helle Meerwasser eine Rothlacke zu sein. Die Menschen, die uns von der Festung aus sahen, begannen schon für uns zu beten. Dennoch liefen wir den 6. Mai 1757 glücklich in den Hafen ein.

* * *

Als der Missionär des nächsten Dorfes Quillemane von meiner Ankunft gehört hatte, kam er sogleich auf das Schiff. Wir freuten uns herzlich beim Wiedersehen. Wir waren schon in Goa gute Freunde und hatten miteinander die Theologie studiert. Er führte mich in seine Residenz und bewies mir alle Freundschaft und Liebe. Ich will aber hier ein für allemal bemerken, daß die Residenz eines Missionärs nicht ein prächtiges Gebäude, sondern ein ganz gewöhnliches, oft sehr schlechtes Haus ist, wo ein oder mehrere Missionäre zusammen wohnen. — Der genannte Missionär war zum Visitator der ganzen Mission ernannt und mußte sich daher nach Senna, der Hauptresidenz dieser Mission begeben. Er ließ mich also in Quillemane als Seelsorger so lange, bis ein anderer Missionär geschickt würde.

Dieses war für mich eine sehr beschwerliche Lage, weil ich der Landessprache noch unkundig war. Das viertägige Fieber hatte mich zwar verlassen; dafür fiel ich aber bald darauf in eine schwere hitzige Krankheit, die mich an allen fünf Sinnen ergriff und meine Kräfte ganz erschöpfte. Ich war an einem Orte, wo weder ein Arzt noch die nöthigen Arzneien zu bekommen waren. Ich unterwarf mich darum

einer Cur, die dort wohl gewöhnlich, aber auch sehr barbarisch ist. Ganz entkleidet wurde ich auf einen durchlöchernten Sessel gesetzt, bis über den Kopf mit vielen Tüchern bedeckt. Unter den Sessel stellte man einen großen Topf mit heißem Wasser und Kräutern. Und so mußte ich schwitzen und schmachten. Einigemale hielt ich so aus. Als ich aber keine Linderung in der Krankheit verspürte, nahm ich Zuflucht zu Aderlaß und Purgiermitteln. Dadurch wurde ich wieder einigermaßen hergestellt, sodas ich am Feste des hl. Ignatius, allerdings mit großer Mühe, die hl. Messe lesen konnte.

Den nämlichen Tag wurde ich von meinem Nachfolger abgelöst und noch sehr schwach, auf einem Schifflein mit zwölf Rudern nach Senna gegen den Strom des Flusses Zambesi geführt, wo ich bei dem Visitator fast ein ganzes Jahr verblieb. Ich war aber meistens krank oder kränklich, sodas ich Gott und alle Heiligen um fünfzehn oder zwanzig Tage Erholung anrief. Dessenungeachtet übte ich meine geistlichen Functionen aus und bestieg oft mit dem Fieber als Fastenprediger die Kanzel.

Als alle Mittel, mir meine Gesundheit wieder herzustellen fruchtlos blieben, schickte mich der P. Visitator im Monate Mai 1759 nach Tetta, dem letzten Dorfe, das die Portugiesen in Monomotapa besitzen, weil dort eine gesunde Luft ist. Ich traf die Residenz der Ortes ganz in Unordnung und Verwüstung an und fand keinen Menschen, der mir auch nur das Brod backen würde. Mein Vorfahrer hatte nämlich durch seine zu große Strenge alle Neger vertrieben. Als sie hörten, daß ich nicht so streng sei, kamen sie wieder zurück und wir lebten miteinander ganz vergnügt. Ich hatte auch meine Gesundheit wiedererlangt, meine Kräfte nahmen zu und ich hatte in meiner Residenz alles in guter Ordnung, als ich sie wieder verlassen und eine halbe Tagreise weiter eine andere, Maranque mit Namen, nebst einem Gehilfen, der ein Gemueser war, übernehmen mußte. —

Auch da fand ich alles in Unordnung. Die Residenz Maranque liegt in einer Einöde, in der man keinen Europäer und nur Rassen antrifft. Die Gegend ist voll wilder Thiere. Elephanten waren mir so gewöhnlich, daß ich mich gar nicht bemühte, solche zu sehen. Wir hatten von ihnen auch nichts zu fürchten, weil die Residenz gut gebaut und mit Ringmauern umgeben war. Ich lebte hier mit meinem Gehilfen gesund und vergnügt und machte Anstalten, die Neger, die mein Vorfahrer durch seine Strenge verjagt hatte, wieder zu sammeln. Ich nahm die zur Residenz gehörigen Güter in Augenschein und schickte mich an, der mir anvertrauten Gemeinde mit Nutzen vorzustehen. — —

Am 7. September gieng ich mit meinem Gehilfen nach Tette, wohin wir vom dortigen Missionär eingeladen waren, um das Fest Mariä Geburt feierlich zu begehen. Ich wollte zwar nach vollendeter Feierlichkeit gleich wieder nach Hause. Auf dringendes Anhalten des Missionärs hin verschob ich die Rückreise auf den folgenden Tag. Am 9. September, auf welchen im J. 1759 das Fest des Namens Mariä fiel, waren wir drei Jesuiten vom Mittagmahl aufgestanden, als der Commandant des Ortes von einer zahlreichen weißen und schwarzen Mannschaft begleitet in die Residenz kam. Wir empfingen die Herren, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, mit der größten Freundlichkeit und führten sie in einen Saal.

Nach einem kurzen Gespräche stand der Commandant mit den übrigen Herren auf und mit Thränen in den Augen — er war uns immer ein guter Freund — kündigte er uns an, daß wir nach einem höchst strengen Befehle des Königs von Portugal alle drei als Staatsgefangene ergriffen und in einen Kerker der hiesigen Festung geworfen werden sollen. So scharf war der Befehl, daß Keiner zuvor auf sein Zimmer gehen und sein Brevier holen durfte. Sogleich wurden wir, wie wir giengen und standen, ohne auch nur das Hemd wechseln zu dürfen, unter bewaffneter Begleitung in die Festung eingeführt, in einen finsternen unreinen Kerker geworfen, der voll Ungeziefer war und worin zuvor einige schwarze Verbrecher gelegen waren. Von weißen und schwarzen Soldaten wurden wir da Tag und Nacht aufs Schärffste bewacht.

Wir fragten um das Verbrechen, weswegen wir so schwer bestraft würden und erhielten zur Antwort, wir seien zwar unschuldig, aber unsere Brüder in Portugal hätten dem Könige nach dem Leben getrachtet und viele andere Missethaten begangen, die wie eine Erbsünde auch uns zur Last fielen. Man kann sich leicht denken, wie diese Nachricht auf uns wirken mochte.

Solange wir in Tette waren, war es den schwarzen Häuptlingen erlaubt, uns im Kerker zu besuchen. Sie boten uns ihr Blut und Leben zu unserer Befreiung an. Wir gaben aber immer zur Antwort, dies alles sei unnötig; wir wären ohnehin in der sichern Hoffnung, daß sich die Sache bald klären, und daß man uns mit allen Ehren an unsere früheren Stellen wieder einsetzen werde. Hätten wir nicht so geredet und gehandelt und uns nicht viele Mühe gegeben, die Neger zu beschwichtigen, so würde es ganz sicher zu blutigen Austritten gekommen sein, denn meine Kaffern von Maranque waren besonders robuste und tapfere Menschen. — Aber was hätten wir durch die Flucht gewonnen? Nichts anderes, als daß wir

hernach wie die Wilden in Wäldern und Einöden elend leben und umherirren müßten?

Nachdem wir acht Tage zu Tette in Gefangenschaft gefessen, wurden wir herausgeholt, auf ein kleines Schiffchen mit 12 Indern gesetzt und unter Bedeckung eines Officiers und einiger Mannschaft den Fluß Zambesi hinab nach Senna geführt. Gleich die erste Nacht landeten wir bei meiner Residenz Maranque; es ward uns aber nicht gestattet in derselben zu übernachten. Wir mußten unter einem Zelte am Ufer des Flusses bleiben. Vor der Abreise ward uns doch noch erlaubt, in die Residenz zu gehen, um einige nothwendige Kleidungsstücke zu holen. Wir fanden alles in Unordnung, mußten aber dulden, schweigen und gehen.

Nach einer Reise von acht Tagen kamen wir nach Senna, wo der Gouverneur viel strenger mit uns verfuhr. Wir wurden in ein finsternes Gefängnis der Festung gesetzt und kein Mensch durfte uns besuchen. So saßen wir nun an einem Orte gefangen, der ehemals die Hauptresidenz unserer Mission war, und wo wir im höchsten Ansehen standen. Wir wurden hier von einem Fähnrich bewacht, der uns wieder nach einer Woche auf einem kleinen Schiffe weiter führte. Dieser Mann hielt uns sehr hart; besonders auf mich hatte er ein sehr wachames Auge. Warum dies? Ich weiß es nicht. — Dort, wo der Fluß Zambesi in zwei Arme ausläuft, wurden wir einem anderen Officier, einem guten und bescheidenen Manne, übergeben. Dieser Mann lieferte uns nach Quillemane. Da die Festung von diesem Orte zwei Stunden entfernt und fast zusammengefallen war, so hatte der Gouverneur von Senna befohlen, daß wir auf ein vor Anker liegendes Schiff gesetzt werden sollten. Der Commandant von Quillemane war menschlicher und wies uns die hiesige Jesuitenresidenz zur Wohnung an, ließ uns auch zum Scheine bewachen. Wir waren da unser sechs Jesuiten, denn drei waren schon da. Dieses war für uns nach den bisherigen Strapazen keine geringe Erleichterung; denn wir konnten uns doch gegenseitig aufrichten und Hilfe leisten. Der Commandant, ein guter Freund von uns, sagte uns ganz aufrichtig: Wenn Einer oder der Andere von uns fliehe, wozu sich täglich Gelegenheit bot, so hätte er auch kein anderes Mittel um sein Leben zu retten, als die Flucht. Vom Gouverneur zu Senna kam ein Befehl nach dem andern, man solle uns auf ein Schiff setzen. Der Commandant gab aber immer zur Antwort, er hätte nur Befehl, uns sicher nach Mosambique zu liefern. Zudem sei auf dem Schiffe die Unbequemlichkeit für uns, für unsere Wächter und für die Leute, die uns verpflegen müßten, zu groß. —

Wir waren in Quillemane vom 3. October bis 1. November. Dieses letztere Datum ist für die Schiffe dieses Hafens gewöhnlich die Zeit der Abfahrt nach Mosambique. Am Feste aller Heiligen durfte einer von uns die hl. Messe lesen und den Uebrigen die hl. Communion reichen. Es war das erste Mal seit unserer ganzen Gefangenschaft, daß uns dies erlaubt wurde. — Das Herz ist uns sechs Priestern fast gebrochen, wenn wir die Kirche, die nur einen Büchschuß weit entfernt war, vor unseren Augen sahen und keine hl. Messe lesen durften. Dieses Mal aber konnte es uns der Commandant erlauben, weil ein ausdrücklicher Befehl des Königs und des Bischofs sagte, daß wir alle communicieren sollten, ehe wir aus diesem Hafen, in welchem so viele Schiffe zugrunde gehen, uns auf die hohe See wagten. — —

* * *

Ehe ich Afrika ganz verlasse, will ich noch etwas von den Sitten und Eigenschaften der Kaffern und ihrem Lande erzählen. Ich versichere aber meine Leser, daß ich nichts sagen werde, was ich nicht aus eigener Anschauung oder aus sicheren Nachrichten gewiß weiß. —

Die Kaffern sind von Geburt aus ganz schwarz, gut gebildet, stark und lebendig, träge zur Arbeit, durch Essen und Trinken aber leicht zu befriedigen. Man findet unter ihnen selten Hinkende, Lahme, Höckerige, Schielende und dergleichen; aber viele Blinde, besonders in den Gegenden, wo die Strahlen der Sonne glühender sind. Es ist bei ihnen gebräuchlich, daß Hinkende mit Hinkenden u. s. w. sich verheiraten, damit nicht Eines dem Andern sein Gebrechen zum Vorwurf mache. Weiber und Männer gehen immer nackt einher und haben nur die Lenden mit einem Tuche oder einer Thierhaut bedeckt.

Die Kaffern sind gewöhnlich rohe und wilde Menschen. Sie stehlen und rauben sehr gern und hierin sind sie klüger als sonst. Man kann sie auch zu einigen Handwerken abrichten und man macht aus ihnen gern Schneider, Schmiede, Zimmerleute, Goldschmiede u. s. w. Auch auf europäische Art zu kochen lernen sie ziemlich gut; die Europäer verwenden oft männliche Kaffern als Köche.

Den Kaffern dient alles zur Nahrung: Hunde, Katzen, Mäuse, Schlangen, Heuschrecken, Elephanten, Flusssperde und andere wilde Thiere und Fische. Wenn das Fleisch auch schon stinkt, fault und von Würmern wimmelt, essen sie es doch. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Hirse, die dort viel größer wächst als in Europa. Die schwarzen Weiber, die die Mühle noch nicht kennen, zerreiben die Hirse

mittels zwei steinerner Platten zu Mehl und kochen daraus ein dickes Mus nach Art der Polenta. Jeder nimmt dann von diesem Mus ein tüchtiges Stück und hat er dazu ein Stück halbverfaultes Fleisch oder Fisch, so lebt er herrlich. Im Falle der Noth essen sie auch das rohe Mehl oder die im Wasser eingeweichte Hirse, besonders wenn sie auf Reisen sind und nicht kochen können. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, und der Kaffer macht sich nichts daraus, ob es aus einem Flusse, Brunnen oder einer Pfütze kommt, ob es klar oder trübe ist, — wenn es nur einigermaßen flüssig ist.

Sie bereiten auch eine Art Bier, das sie Pombe nennen. Es wird aus halbgebrochener Hirse gemacht, die man so lange im Wasser gähren läßt, bis das Ganze so dick wird wie Buttermilch. Dann seiht man es durch ein Tuch und bekommt einen Trank, der in Farbe und Geschmack der Buttermilch nicht unähnlich ist, kühlt, nährt und berauscht. Ich selbst trank manchmal nicht ungern davon, um mir den Durst zu löschen. Die Neger bereiten das Getränk gewöhnlich nach der Ernte und unterhalten sich dabei unter dem widerlichen Klange ihrer Musikinstrumente mit Tanzen und Springen.

Die musikalischen Instrumente der Kaffern bestehen aus sechs oder sieben Trommeln von verschiedener Größe, die weiter nichts sind als Blöcke, die bis in die Mitte ausgehöhlt und mit einer dicken Thierhaut überspannt sind. Letztere ist in der Mitte nach mit Pech bestrichen. Auf diese Trommeln schlagen sie bei ihrer Musik mit einem starken Prügel, wodurch ein Lärm entsteht, der wohl eine halbe Stunde weit vernehmbar ist. Zu einer vollständigen Musik gehören auch große Rauhörner, an die sie mit einem Stocke schlagen und ein großer Triangel aus Stahl. Dazu kommt noch ein allgemeines Geschrei und Geheul, das gewöhnlich die Heldenthaten ihres Herrn besingt. Jeder wird sich leicht denken können, daß diese Musik für die Ohren eines Europäers eine wahre Tortur ist. Man muß ihnen aber noch schön geduldig zuhören, es für eine Ehre halten und sie beschenken.

Ein anderes musikalisches Instrument der Kaffern ist — besonders bei nächtlicher Stille — nicht unangenehm anzuhören. Auf einem viereckigen Brette sind mehrere stählerne Züngelchen von verschiedener Größe festgemacht. Das Brett wird in einen großen ausgehöhlten Kürbis gesetzt und nun wird auf demselben fast wie auf einem Klavier gespielt.

Noch ein anderes Instrument besteht aus größeren und kleineren Moosröhren. In diese Röhren blasen sie hin- und herfahrend, was ebenfalls nicht übel klingt. Das gewöhnlichste musikalische Instrument ist ein halber Bogen, mit Saiten überspannt,

in der Mitte ist ein kleiner ausgehöhlter Kürbis befestigt. Diesen Kürbis setzen sie auf die Brust, mit der linken Hand greifen sie in die Saiten wie bei einer Geige und in der rechten Hand haben sie eine kleine Ruthe, womit sie auf die Saiten schlagen.

Zu den Festen, wobei das oben genannte Bombe getrunken wird, laden sich die benachbarten Dörfer gegenseitig ein, tanzen und springen. Wenn bei solchen Gelegenheiten alles aufgezehrt wird, sodafs sie nachher in Wäldern ihren Hunger mit wilden Baumfrüchten oder gar mit gewissen Baumrinden stillen müssen, ist ihnen gleichgiltig.

Ihre Hütten sind von Moosrohr und von Pfählen, die einzeln in die Erde eingetrichtert und gut zusammengesetzt sind. Die Thür ist gewöhnlich sehr niedrig, so dafs man beim Aus- und Eingehen sich bücken mufs.

Die Hütten sind rund und das Dach ist einem Regenschirm ähnlich, aber so geflochten, dafs kein Regen durchdringt; Tische, Stühle, Bettstellen sind ihnen unbekannte Dinge. Alles dieses erstet die Erde. Das Bett ist ein aus Binien geflochtener Sack, der ihnen als Unter- und Oberbett dient. In diesem auf einer Seite offen gelassenen Sack schlafen sie, und das Tuch, womit sie sich bei Tage bedecken, dient ihnen nachts als Kopfpolster.

Zum Kochen haben sie einen oder den andern irdenen Topf, zum Trinken einen Wasserkrug und einige Cocosschalen, bei der Tafel hölzerne Näpfe oder Teller und einige Messer; Löffel und Gabel kennen sie nicht.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, ein fast zwei Ellen langer eiserner Wurfspieß und ein großes Messer. Sie zielen mit ihren Pfeilen so sicher, dafs manche sogar Vögel von den Bäumen schießen. Sie bestreichen manchmal die Pfeile, besonders zur Kriegszeit, mit einem sehr scharfen Gifte. Und wer da nur ein wenig verletzt wird, ist sicher ein Kind des Todes, wenn er nicht augenblicklich das geeignete Gegengift anwendet.

Diese Völker lieben den Krieg sehr; aber viel Blut fließt dabei nicht, sie suchen einander vielmehr durch List zu übervorthellen. Sieht ein Theil, dafs er unterliegen mufs, so ergreift er eilends die Flucht. Der Sieger raubt alles, was er in den Wohnungen

des Besiegten findet, zündet seine Hütte an und macht die zurückgebliebenen Weiber und Kinder zu Sklaven und bleibt so lange im Besitz von allem, bis er von einem andern Feinde daraus verdrängt wird.

Mit der Erziehung ihrer Kinder haben die Kaffern nicht viel Mühe. Gleich nach der Geburt wird das Kind ein wenig gewaschen und auf das oben beschriebene Bett oder auf die Erde gelegt. Nach einigen Tagen bindet die Mutter das Kind mit einem Stück Tuch auf den Rücken und geht ihrer Arbeit nach. Wird der Mutter ihre Last zu schwer, so legt sie es auf die Erde und läßt es zappeln und schreien, so lange es will. Dessenungeachtet werden die Kinder selten krüppelhaft; im Gegentheil, sie erwachsen alle stark und gesund.

Gold und Silber schätzen die Kaffern nicht, aber Messing, Zinn und Eisen. Aus diesen Metallen machen sie ihre Armbänder und Ringe, von denen die Männer und Weiber einige an Händen und Füßen als Schmuck tragen. Wenn sie wegen des Todes eines nahen Anverwandten in Trauer sind, legen sie diese Ringe ab. — Messing und Zinn müssen sie von Ausländern sich erwerben. Eisen graben sie aus ihren eigenen Minen. Dieses machen sie anfangs zu Kugeln und wenn sie es alsdann brauchen, schmelzen sie es mit leichter Mühe in einem Ofen von Thonerde, den sie jedesmal gleich auf offenem Platze bauen. Das Feuer blasen sie mit einem Blasbalge, der gewöhnlich aus der Haut eines Hundes gemacht ist.

Elephantenzähne findet man in ziemlicher Menge. Dieses ist leicht erklärlich, denn die Elefanten streichen oft heerdenweise in den außerordentlich großen Wäldern und Einöden umher. Die Zähne haben eine solche Größe, dafs zwei Männer nothwendig sind, um sie mit Stangen fortzutragen. Viele haben mehr als Manneslänge. Die Kaffern erhalten diese Zähne auf verschiedene Art. Viele finden sie in Wäldern und Einöden, weil die Elefanten sie manchmal im Streite, den sie miteinander haben, oder wegen hohen Alters verlieren. Ferner graben sie tiefe Gruben und bedecken dieselben mit etwas Gesträuch, damit die darübergehenden Elefanten hineinfallen und gefangen werden.

(Fortsetzung folgt.)



Aus unserer Mission.

Aus den Missionsstationen in Aegypten und Sudan.

Einem Berichte, dd. Omderman, 21. Nov. 1900, des Hochwürdigsten Apostol. Vicars entnehmen wir Folgendes:

In den vergangenen sechs Monaten, über die ich Ihnen berichte, ist nichts Außerordentliches in unserem Arbeitsfeld von Centralafrika vor sich gegangen. Die Stationen von Kairo, Gesira, Heluan, Assuan und Omderman haben trotz der diesjährigen großen Hitze keinen Augenblick von ihrer schweren Arbeit nachgelassen, und ich darf sagen, daß die Patres, Brüder und Schwestern thaten, was menschenmöglich war in den dornigen Verhältnissen, in denen sie sich befinden.

Das einzige, was eine besondere Erwähnung und Beachtung verdient, ist die Thatfache, daß nunmehr auch für den Unterricht der Mädchen in Omderman vorgeesehen werden konnte. Zu diesem Zwecke mußte ich ein an unsere Kirche angrenzendes Haus mit großem Hofe ankaufen. Die Kirche, die etwa fünfzig Personen faßt, beginnt schon die zahlreichen Kirchenbesucher nicht mehr zu fassen. Wir zählen bereits 170 Katholiken in Omderman; es sind Syrier, Griechen, Italiener und Neger. Die zwei Messen, die Sonntags stattfinden, sind ungemein gut besucht;

ein guter Theil der Besucher muß sich begnügen, außerhalb der Kirche den Messen anzuwohnen.

Besonders treue Schäflein sind unsere Neger und überhaupt alle, die die Schrecken der Mahdistenhererrschaft gesehen haben. Die Leute suchen nun durch fleißigen Besuch des Katechismus wieder ganz in christliches Fühlen und Handeln sich einzuleben.

Die Taufregister meiner Stationen weisen zusammen die schöne Zahl von 222 auf. Ein sprechendes Zeugnis für den Eifer meiner Missionäre und Schwestern. Man muß nur bedenken, daß alle unsere Stationen noch in muselmännischen Landen sich befinden, wo dem Wirken der Missionäre alle nur erdenklichen Hindernisse im Wege stehen, und man wird die Zahl der Tausen doppelt tröstlich finden.

Unsere ganze Aufmerksamkeit ist gegenwärtig an Bord des „Redemptor“, den man eben mit den für die Expedition nöthigen Lebensmitteln und Tauschartikeln verfrachtet. Am 10. December hoffe ich ganz sicher, die Anker des „Redemptor“ lichten zu können. Ich selbst werde die Expedition führen, die zwei Patres, zwei Brüder und das nöthige Schiffspersonal beansprucht.

Das erste Jahr im wiedereroberten Sudan.

Von P. Otto Huber, F. S. C.

(Schluß.)

Ende März und im April herrscht hier eine große Hitze. Es gehören diese zu den heißesten Monaten des Jahres. Die Zimmer werden alsdann unerträglich. Alle schlafen während der Nacht im Freien. Der Mai und der Juni, in unseren Ländern so schön, sind hier garstig. Der Wind, der bisher von Norden kam, beginnt nun auch von Süden zu wehen. Längere Zeit verursachen die beiden entgegengesetzten Winde Sandwirbel, bis endlich der Nordwind ganz nachläßt und der Südwind die Herrschaft behält. Derselbe ist im Gegensatz zum Nordwinde feucht und sehr ungestüm. Während dieser Zeit vergeht keine Woche, ohne daß ein gewaltiger Sturmwind durch die Straßen faust, der Matten, Hölzer und dergleichen Sachen mit sich führt. Bei solcher Gelegenheit können auch erwachsene Leute nur mit Mühe sich auf der Straße aufrecht halten. Der Wind, der bisweilen auch tagelang tobt, wirft ihnen

schonungslos den heißen Sand ins Gesicht. Die Atmosphäre ist angefüllt mit grauem Wüstenstaube, der einer Wolke gleich die Sonnenscheibe verhüllt. Während dieser Zeit haben viele Leute mit Kopfschmerzen zu thun.

Mit dem Juni lassen sich auch wirkliche Wolken sehen, die jedoch noch keinen Regen bringen. Es fallen einige Tropfen und die Wolke wird vom Winde vertrieben. Die Nächte werden alsdann peinlich. Die Leute schlafen wegen der großen Hitze im Freien. Da kommt der Wind mit etwas Regen und weckt die Eingeschlafenen auf; nachdem der Wind vorbei ist, überlassen sich die Leute von neuem dem Schläfe. Nach einer Stunde läßt sich ein anderer Windstoß vernehmen, begleitet von Sand und wenigen Tropfen, um die Leute von neuem in ihrer Nachtruhe zu stören, und so geht es weiter die ganze Nacht hindurch. — Bereits ist auch der Regenprophet

erschieden. So nennt man hier einen dem Störche ähnlichen Vogel, der gegen die Regenzeit hier eintrifft, auf den Häusern und Bäumen sein Nest baut, und nach der Regenzeit das Land wieder verläßt. Er ist von den Eingebornen gern gesehen. — Nun wissen die Leute, daß der Charif d. h. die Regenzeit bevorsteht. Das ist die Zeit, in welcher gewaltige Regenschauer herabkommen. Und die hiesigen mit Strohmatten bedeckten Hütten, wie werden sie den Platzregen aushalten?

Die Leute verstehen es, ihre Hütten mit einem recht einfachen Mittel gegen den Regen zu beschützen, nämlich mit Esel-, mit Kuh- und Pferdemist. Dieser Mist ist im Mai und Juni sehr gesucht; bisweilen kann man ihn auch gegen hohen Preis kaum aufbringen. Hat ein Hausbesitzer einen mäßigen Haufen von solchem Miste beisammen, so läßt er Wasser darauf gießen. Die Hausbewohner beiderlei Geschlechtes machen sich um den Haufen herum und beginnen gleich Mistkäfern mit den eigenen Händen den Schmutz mit dem Wasser zu mischen und zu zerreiben. Man arbeitet mit Eifer und vermischt mit dem Mist etwas Erde. Die Arbeiter vertiefen darin allmählich den ganzen Vorderarm und die Beine und beschmutzen sich das Gesicht; darum aber kümmern sie sich nicht. Endlich ist die ganze Masse aufgelöst, zerrieben und flüssig wie ein Brei. Hierauf gießt man noch neues Wasser darüber und rings herum und das Tagwerk ist vollbracht. Dieser Brei, djilla genannt, beginnt zu gähren und verbreitet einen abscheulichen Gestank; jedoch um Gestank nur kümmert sich hier Niemand. Die Eingeborenen sind daran gewöhnt und die Fremden — müssen sich daran gewöhnen. Nicht nur in den Haushöfen, sondern auch in den Straßenecken kann man solche „Cementhausen“ finden. — Nach einiger Zeit wird der Brei nochmals gemischt und nachdem er gut verfault ist, ruft man den Mann, der das Haus zu verputzen hat. Dieser erscheint mit seinen Gehilfen und beginnt sein Werk. Er verputzt und tüncht das Haus nach seiner Weise. Er setzt sich auf den Rand des Daches, einige seiner Leute bringen die djilla in großen Platten, andere langen sie aufs Dach. Er bedeckt dasselbe mit einer dicken Schichte; dazu bedient er sich seiner Hände. Nachdem er mit denselben die djilla ausgebreitet hat, fährt er mit einem Holze darüber, um Unebenheiten auszuglätten, wobei er natürlich nicht zu genau schaut. Ebenfalls gebrauchen auch seine Gehilfen zum Anfüllen ihrer Platten nur die eigenen Hände. Während diese Arbeit vollzogen wird, verbreitet sich in allen Hausecken ein Geruch, der weder Rosen- noch Veilchenduft ist. Inzwischen wird es Mittag. Während die Hausinsassen

zum Essen gehen, fährt der „Anstreicher“ wacker mit seiner Arbeit fort. Er sitzt auf dem Dache mit entblößtem, oft auch geschorenem Haupte, den feurigen Sonnenstrahlen ausgesetzt. Er scheint die Hitze gar nicht zu fühlen; er hat einen harten Schädel. Von Zeit zu Zeit läßt er vom Dache ein Häuflein stinkenden Mistes hinabfallen, womit er den Gästen die Mahlzeit würzt. Wenn ihm alsdann der Einfall kommt, die Arbeit zu unterbrechen, geht er davon und erscheint vielleicht den ganzen Nachmittag nicht wieder. Am andern Tage fährt er in seiner Arbeit fort. Nach dem Dache tüncht er sämmtliche Außenwände. Nach vollbrachter Arbeit sind wohl einige Tage nöthig, bevor der sonderbare Verputz trocknet. Ehe sich aber der Gestank vom Hause verliert, ist schon eine Woche nöthig. Es ereignet sich bisweilen, daß man an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit die Häuser verputzt; da verbreitet sich der Gestank beim Wehen des Windes weit und breit. Wenn das Haus gut mit djilla verputzt wird, so ist es für 2 Jahre gegen den Regen geschützt; wenn aber die Arbeit nachlässig verrichtet ist, so reicht es nur für ein Jahr hin. — Die Hausdächer wurden indessen in den Stand gesetzt, den Regen zu ertragen. Dieser läßt auch nicht lange auf sich warten; einige Wochen scheint das Wetter zu spielen, bis unerwartet ein gewaltiger Regenguß herabkommt und die Regenzeit eröffnet. Dieselbe beginnt gegen Anfang Juli; dieses Jahr jedoch kam der erste starke Regen schon am 13. Juni. Sämmtliche Regen sind hier Gewitterregen. —

Die Gewitter sind da in der heißen Zone viel großartiger und schrecklicher als in unseren Ländern. Wenn sie von Osten, von Nordosten oder von Norden herkommen, bringen sie gewöhnlich Regen mit. Ein Gewitter aber, das von Süden oder Westen kommt, pflügt ohne Niederschlag vorbeizuziehen. Bisweilen kann man um 8 — 9 Uhr abends in großer Ferne wie kleine Flammen wahrnehmen, die beständig am äußersten Rande des Horizontes auftauchen und verschwinden. Das ist das sichere Anzeichen eines Gewitters, das nur nach langen Stunden, vielleicht erst am folgenden Morgen hier anlangt. Die Blitze vergrößern sich allmählich, bis endlich das ganze Firmament von pechschwarzen Wolken bedeckt ist. Das Gewitter steht bevor. Der Himmel scheint ein Feuerherd zu sein. Gewaltige blendende Blitze folgen einander aus verschiedenen Richtungen und zwar so schnell und so hell, daß trotz der Nachtzeit jeder Gegenstand rings herum klar erscheint, so daß man ohne Schwierigkeit lesen könnte. Es ist großartig anzusehen, und wer es nie gesehen hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Plötzlich fallen gewaltige

Tropfen; hierauf kommt eine ganze Wasserflut herab, begleitet von Blitzen und Donnerschlägen. Nach wenigen Minuten entströmt sämtlichen Dachrinnen ein gelbes, dickes, schmutziges Wasser, das sich gegen die zahlreichen Gräben rechts und links der Straßen Bahn macht. Dort drinnen liegen alte Unreinigkeiten, todtte Katzen, Hühner u. s. w. All dieser Unrath beginnt von neuem Gastauf zu verbreiten. Nachdem

die Gräben angefüllt sind, überschwemmt das Wasser Wege und Straßen und sogar die geräumigen Plätze, da es ja keinen natürlichen noch künstlichen Abfluss findet. Eine Stunde Platzregen reicht hin, die ganze

Stadt zu überschwemmen. Und als ob das noch nicht genug wäre, kommt von einer

Anhöhe außerhalb Omderman ein Gießbach herab und hilft wacker mit. Am

andern Morgen bietet sich dem Auge ein sonderbarer Anblick dar. Die Stadt ist in eine weit ausgedehnte Pfütze verwandelt. Darin hüpfet und badet die hoffnungsvolle

Jugend von Omderman. Es ist keine Gefahr, daß die Bengel sich Hofen oder Hemd beschnutzen; sie haben deren nicht. Die

großen Leute müssen bis zu den Knien im Wasser waten, wenn sie sich von einem Ort zum andern begeben.

Auf dem Markte herrscht völlige Unordnung; an solchen Tagen kann man nur mit Schwierigkeit Lebensmittel finden. — Die Frauen können dabei wirklich zufrieden sein. Die Armen müssen im Verlaufe des Jahres mit vieler Mühe das Wasser aus

20 und 25 Meter tiefen Brunnen herausziehen und es nach Hause schleppen; nun aber finden sie das Wasser vor der Hausthüre bereit. Sie nehmen ihre schmutzige Wäsche, setzen sich an das Wasser, das der gute Allah ihnen gespendet hat, und beginnen zu waschen. Das Wasser hat einen üblen Geruch und ist auch etwas schmutzig; das aber macht nichts, hier in Omderman ist man nicht zimperlich. — Anfangs

trocknet das Wasser ziemlich rasch. Meist dann werden die Straßen und die öffentlichen Plätze nach einigen Tagen wieder etwas gangbar; jedoch in den engen Wegen müssen die Leute wohl gute Zeit lang im Wasser waten, wenn irgend

ein gutherziger Mann mit etwas Stein und Erde nicht einen kleinen Damm errichtet, worauf man trockenen Fußes vorbei gehen kann. Je mehr aber die Regenzeit vorwärts schreitet,

desto schwieriger trocknet auch das Regenwasser aus.

Wochenlang findet man alsdann auf den Straßen und

Plätzen ausgedehnte stinkende Pfützen; bei einem neuen Regen vereinigt sich das

frische Wasser mit dem alten halb versauften. Am Rande dieser Pfützen wächst und gedeiht üppig die

Durra, während vor Beginn der Regenzeit dort die Strafe war.



Ein Beduine.

— In manchen Gräben — einige derselben, die einen sandigen Boden haben, trocknen ziemlich schnell aus, denn die Wasser versickern im Sande — in jenen nämlich, deren Grundboden hart und steinig ist, steht das Wasser lange Zeit, versauft und wird von Kröten und ähnlichen Amphibien belebt. Uns Europäern ver-

ursachen solche Gräben Ekel, nicht aber den Eingebornen. Ja, wenn die Straßenpfützen aufgetrocknet sind, geht die Jugend dort hinein baden. Wie oft sah ich Knaben und Jünglinge in diesen Gräben herumhüpfen und untertauchen wie die Frösche, während das Wasser darin schon länger als 2 Wochen gestanden war. Man muß halt annehmen, daß sie den Gestank nicht wahrnehmen, oder daß es ihnen gefällt wie den Kröten. Eines Tages gieng ich an einem Graben vorüber, der von altem stinkenden Wasser angefüllt war. Wohl gegen 10 Bengel ergößten sich darin und wühlten mit ihrem beständigen Untertauchen den Grund auf. Am Rande des Grabens saßen Weiber und wuschen. Ich lasse die lieben Leser sich eine Vorstellung machen, welch herrliche weiße Wäsche da herauskam.

Der stärkste Regen fiel dieses Jahr in der Nacht des 18. Juli. Um 10³/₄ Uhr abends begann der Regen wie ein Strom herabzufallen, begleitet von schrecklichen Blitzen. Er dauerte ununterbrochen eine ganze Stunde lang. P. Ohrwalder stand auf und öffnete die Thüre, um den Diener zu rufen. Da stürzte das Wasser durch die Thüröffnung herein und überschwemmte im Augenblick das Zimmer. Auch ich stand auf, und beide giengen wir auf die Straße, um zu sehen, was vorgefallen wäre. Es war 12 Uhr. Der Regen hatte fast aufgehört. Der Himmel war pechschwarz. Auf der Straße liefen die Wasser gerade wie in einem Bache und stiegen beständig. Von der allgemeinen Straße führt ein besonderer schmaler Weg wenigstens 1 m höher ins Christenviertel. Am erhöhtesten Punkte befindet sich die Pforte. Mit Staunen beobachteten wir, daß das Wasser fast bis zu dieser Thür gestiegen war. Von allen Seiten vernahmen wir das dumpfe Geräusch der einfallenden Häuser. Fall folgte auf Fall. Darauf das Rufen und Schreien der armen Leute, die um Mitternacht, vom Regenwasser umgeben, ohne Dach geblieben waren. Wir zogen uns zurück. Der Regen begann von neuem und bis 3 Uhr morgens rann das Wasser von den Dachrinnen herab. Wie viele Ruinen hatte jene Nacht zusammengehäuft! Am folgenden Morgen vernahmen wir, daß auch unser altes Haus an der Straße eingefallen war. Ein Grieche hatte es in Miete genommen und viele Durra, Petroleum, Küchengeschirr, Seife, Zuckerfassen u. s. w. darin aufgespeichert. Diese Sachen schwammen in buntem Wirrwar mitten in dem schmutzigen Wasser. Der arme Mann behauptete, einen Schaden von 50 Ghine d. i. 1250 Fr. erlitten zu haben. Die Familie, welche von ihm als Haushüter angestellt worden war, ergriff beim Schwanken der Wände die Flucht; ein schwarzer Knabe, der schlief, blieb zurück, wurde

von einem Stück Mauer verschüttet und erlag nach wenigen Tagen den erlittenen Verletzungen. Die göttliche Vorsehung hatte wirklich über uns gewacht, da sie die Sachen so geordnet hatte, daß wir jenes Haus verließen; wenn wir darin geblieben wären, hätten wir sicherlich schweren Schaden zu beklagen. Sämmtliche Kirchengenüthe nebst vielen anderen Hausgegenständen würden verdorben sein; zudem wären wir ohne Obdach gewesen. Jede Schickung der göttlichen Vorsehung ist wirklich zum Besten des Menschen, wenn sie es anfangs nicht scheint. — Zwei Tage lang zwang uns das Hochwasser zu Hause zu bleiben. Endlich gelang es mir mit vieler Mühe, ein wenig in der Nachbarschaft herumzugehen. Welch trauriger Zustand überall! Zur Rechten und zur Linken sah man eingestürzte Häuser, mit Wasser angefüllte Höfe, große Löcher, welche die Strömung auch in den härtesten Mauern aufgewühlt hatte. Mauern, Balken, Matten, Geräthschaften lagen da beisammen im schmutzigen Wasser. Die Leute saßen mitten darin auf Kisten und betrachteten mit traurigem, mißmuthigem Auge die Zerstörung. — Jener Regen des 18. Juni war stark, jedoch nicht einer der stärksten. Die Leute erinnern sich noch ungestümmerer Regen. Sie erzählen z. B., daß während des Derwisch-Reiches einst solch ein Regenschauer herabkam, daß das ganze Viertel bis zum Marktplatz auf der Erde lag. — Die eingestürzten Häuser werden auf demselben Platze und mit demselben Leichtsinne und Nachlässigkeit wieder erbaut; nach einigen Jahren fallen sie von neuem. Die Leute sagen, das sei ihre Schuld nicht, Allah hat es so gewollt, denn er hat den Regen geschickt, sagen sie, und geben sich damit zufrieden. — Der Charif ist bald spärlicher, bald reichlicher; er dauert bis in den September hinein. Dieses Jahr war er reichlich; er dauerte den ganzen September hindurch, und sogar am 3. October kam noch ein ziemlicher Regenguß.

Die Bevölkerung empfängt den Charif mit Fest und Freude. Er ist ja der Segen für diese Länder, sozusagen das einzige Mittel ihrer Erhaltung. Bei Beginn desselben verlieren die Städte einen guten Theil ihrer Einwohner, die sich auf dem Lande zum Säen zerstreuen. Je reichlicher der Regen ist, desto größer ist auch der Ueberfluß an Getreide, Fleisch, Milch, Butter, Käse u. s. w. und alle Lebensmittel kann man billiger haben. Bei einem guten Charif leidet niemand Hunger; auch die Bettler finden überall ein Almosen. — Keiner der Leser möge sich aber einbilden, daß die Leute unter solchen Umständen sich bereichern; sie legen auch nicht einen Heller beiseite. Wenn sie den Bauch voll haben, denken sie an neue Heiraten. Dazu sind buntfarbige

Kleider, Schmuckfachen und Wohlgerüche nöthig und so wird all das liebe Geld verschwendet. Wer hier 10 Giné d. i. 250 Fr. besitzt, hält sich schon für einen wohlhabenden Mann und hat seine 3 oder 4 Weiber. — Ein großer Theil der Dienerschaft verläßt bei einer günstigen Regenzeit ihre alten Herren. „Brot gibt es ja,“ sagen sie, „warum sollen wir uns mit der Arbeit quälen?“ Wenn aber der Regen karg ausfällt, leben die Leute in Noth, bis sie endlich der Hunger zwingt, ihre faulen Schultern unter der verhassten Arbeit zu bücken.

Auch die sonst so trockene, von dürren Grasbüschchen bedeckte Steppe ändert während der Regenzeit ihr eintöniges Kleid. Vom befruchtenden Regen begossen und in allen Richtungen von Bächen durchzogen, erwacht sie zu einem herrlichen Pflanzenleben. Die Königin der hiesigen Steppenpflanzen, die Euphorbia-Staude, hier oschar genannt, prangt da in üppigster Fülle. Die holzartigen Stengel der Pflanze erheben sich bis über 2 Meter, zahlreiche Aeste dehnen sich in allen Richtungen aus, mit dichtem, grün-fahlem Blätterwuchs geschmückt und von gewaltigen Fruchtkapseln behangen. Diese enthalten viele an langen, schneeweißen Fasern hängende Samenkörner; wenn die Fruchtkapseln reif sind, zerspringen sie, die Samenkörner fallen heraus und werden vom Winde weit und breit davongetragen. Daneben prangt ein herrliches mehr als meterhohes Gras, und zum grünen Rasen gesellen sich allerhand Pflanzen, die der befruchtende Regen ins Dasein rief. Da blüht unter anderem die kostbare gesuchte Salamanka-Pflanze, man gewinnt aus ihr Farbstoff und Arzneien. Von Menschenhand nicht gesät, gehört sie auch keinem als besonderes Eigenthum an. Es sammelt sie, wer immer sie findet. Eine Lerchenart erheitert mit ihrem Gesang die grüne Steppe. Kameele, Kühe, Maulthiere, Esel, Gazellen, Hasen u. s. w. weiden auf dem herrlichen Rasen.

Auch die Insekten, die im Verlaufe des Jahres so selten sind, erscheinen während der Regenzeit in staunlicher Menge und in den mannigfachsten Arten. Einige derselbe erfreuen den Menschen mit ihrer Pracht, andere aber quälen und peinigten ihn mit ihren scharfen Stichen und stellen seine Geduld auf harte Probe. Der Charif ist mit einem Worte die Lebenszeit für Thiere und Pflanzen und gibt auch dem Menschen das Nöthige zu seiner Erhaltung.

In Bezug auf Gesundheit können es die Leser wohl begreifen, daß man sich während dieser Zeit nicht zu gut befindet. Aus den zahlreichen Pflüzen steigen verderbliche Ausdünstungen empor, die viele Krankheiten, hauptsächlich das Fieber verursachen. Es ist insolgedessen große Aufmerksamkeit und Vor-

sicht nöthig. Wer hier einen Regen durchmacht, kann sozusagen sicher sein, daß er es nachher mit dem Fieber zu thun hat. Besonders diejenigen, die frisch hier angekommen sind, fühlen leicht Unwohlsein, müssen es aber gewöhnlich ihrer Unvorsichtigkeit und Unerfahrenheit zuschreiben. In den Niederungen aber ist das Klima während dieser Jahreszeit geradezu gefährlich.

In der Regenperiode steigt auch das Wasser der beiden Flüsse, des weißen und des blauen Nils. In den Quellgegenden dieser Flüsse, am Tsana-See und in den Aequatorialländern fällt der Regen schon im April. Dennoch vergehen wegen der großen Entfernung Monate, bevor das Steigen auch hier fühlbar wird. Es ist wirklich überraschend, das Hochwasser der beiden Flüsse zu sehen. Derjenige, der dieselben während des niedrigen Wasserstandes gesehen hat, kann sich durchaus keine Idee von der gewaltigen Wassermenge machen, welche die erwähnten Flüsse bei der Regenzeit mit sich führen. Das gilt besonders vom blauen Fluß. Dieser ist zur Zeit des niedrigen Wasserstandes sichtbar kleiner als der weiße Nil und fließt in einem tiefen Bette. Dort, wo er sich mit dem weißen Nil vereinigt, hat er zur Rechten die Spitze von Chartum, mogran genannt, und zur Linken Halfaja. Halfaja ist ursprünglich ein Dorf, das sich nördlich auf dem rechten Ufer der vereinigten Flüsse befindet. Heutzutage aber versteht man damit nicht nur das Dorf Halfaja, sondern auch das ganze rechte Ufer des blauen Flusses, Chartum gegenüber, bis zu dessen Vereinigung mit dem weißen Nil. In der Mitte befindet sich die Insel Tuti. Vor derselben erblickt man im Verlaufe des Jahres eine weit ausgebreitete Sandbank. Der Flußarm zwischen Halfaja liegt beim niedrigen Wasserstand völlig trocken. Wenn aber der Nil zu steigen beginnt, verschwindet die ganze Sandbank unter den Wogen nebst dem größten Theil der hochaufrigen Insel Tuti. Der blaue Fluß staut sich alsdann in seinen Ufern und erhebt sich dermaßen, daß seine Wellen den Rand der Stadt berühren. Die Leute erinnern sich solch hoher Wasserstände, daß der blaue Fluß in den ersten Stock einiger Gebäude eindrang. Der weiße Nil aber schwillt infolge seiner niedrigen Ufer noch mehr auf, so daß er eher einem See ähnlich ist. Zwischen dem weißen Fluß und Chartum dehnt sich eine $\frac{1}{2}$ Stunde breite Niederung aus. Diese Ebene wird beim Steigen des Flusses vollständig überschwemmt. Der weiße Nil bespült alsdann mit seinen Wassern die Mauern von Chartum, sodaß letztere Stadt bisweilen von zwei Flüssen zugleich bedroht ist. Die Wasser des weißen Nil bewahren auch dann etwas ihre weißliche Farbe. Die des blauen Nil aber werden

ungemein schmutzig und ihre Farbe ist ungefähr den gebrannten Ziegelsteinen ähnlich. Am morgn, wo die zwei Flüsse sich vereinigen, hat man bei solcher Gelegenheit ein interessantes Schauspiel vor den Augen. Dort begegnen sich und brechen sich gegenseitig die schäumenden Wogen der beiden Flüsse mit gewaltigem Rauschen und Toben. Man hat dort wirklich im Kleinen ein Abbild des Meeres. Dennoch wagen sich die verwegenen Fahr Männer mit elenden, von Leuten angefüllten Nachen gerade mitten in die wilden Wogen hinein. Jedoch das Wagnis gelingt nicht immer; bisweilen schlagen die zerbrechlichen Fahrzeuge um und alle oder fast alle Insassen ertrinken. „Einmal, während meiner Gefangenschaft,“ erzählte P. Ohrwalder, „ereignete es sich, daß ich mich nach Chartum zu begeben hatte. Aus Mangel an anderem mußte ich mich dieser gefährlichen Nachen bedienen. Der Fluß war hoch, die Strömung reißend. Dennoch füllten die Schiffsleute ihre kleinen Fahrzeuge buchstäblich mit Personen an. Diese konnten nebenbei keinen Augenblick sich ruhig verhalten. Endlich kippte das Fahrzeug um; ich allein rettete mich durch Schwimmen; alle anderen ertranken. Es waren lauter Baggara und niemand beweinte sie. Ráhu fi sehen Allah, d. h. sie sind zum Herrgott gegangen, und alles war beendet.“ Viele Leute trauen sich bei Hochwasser nicht über den Fluß zu fahren, obwohl bei Windstille und mit guten Ruderern keine besondere Gefahr vorhanden ist. Auch ich mußte mich gerade beim hohen Wasserstande nach Chartum begeben. Da ich kein Dampfschiff fand, blieb mir nichts anderes übrig, als mich eines Nachens zu bedienen. Mit 2 tüchtigen Ruderern brauchte ich 28 Minuten, um über den weißen Fluß zu fahren, dessen Wasser die ganze Ebene bis zu den Stadtmauern überschwemmt hatten. Bei meiner Rückkehr blieb ich auf dem Rand der Stadtruinen stehen, das Wasser zu betrachten. Ich versichere die lieben Leser, daß ich vor meinen Augen ein Wasser sah, das eher ein See zu sein schien als ein Fluß; vergeblich suchte ich den Strand zu erspähen. Wenn die Wasser fallen, so verändert sich die Ebene zwischen Chartum und dem weißen Fluß in eine große Wiese, wo es von allerhand lebenden Wesen wimmelt; auf den Inseln erschienen zahlreiche Pelikane und allerhand andere Wasservögel.

Die schrecklichen Gewitter, die während der Regenzeit hier zu Omderman toben, wühlen natürlich auch den breiten und tiefen Fluß auf, der alsdann schrecklich anzusehen ist und gewaltige Wogen führt. Den stärksten Sturm auf dem Fluß hatten wir dieses Jahr am 10. September. Nach Sonnenuntergang häuften sich aus verschiedenen Richtungen Wolken

zusammen, in denen sich beständig Blitze kreuzten. „Wir werden diese Nacht einen starken Sturm auszuhalten haben,“ sagte der rais unseres Dampfers, Nur genannt, zu unseren Laienbrüdern, die auf dem Dampfschiffe arbeiteten. Die Schiffsleute am Ufer thaten indessen alles Mögliche, um ihre Schiffe gegen den Wind zu sichern, und nahmen endlich innerhalb derselben Platz. Da kam plötzlich mit Pfeifen und Säusen der Sturm daher und zerbrach Ketten, Mastbäume, Planken u. s. w., die auf die Fahrzeuge herabregneten. Als die Schiffsleute diesen sonderbaren Regen wahrnahmen, sprangen sie aus ihren Fahrzeugen heraus; sie hatten keine Lust, sich umsonst die Köpfe zerbrechen zu lassen. Der aufgeregte Fluß tobte fürchterlich, er löcherte, zerbrach und warf auf den Strand sämtliche Barken. Unser Dampfer hatte eine schreckliche Nacht auszustehen, er wurde ohne Raß mit Gewalt von den Wogen gegen das Ufer gedrängt. Glück für ihn, daß das Ufer sandig war; wenn es steinig gewesen wäre, hätte er unten vielleicht schwere Verletzungen davongetragen. Der Sturm dauerte mehrere Stunden. Am folgenden Morgen saß unser Dampfer auf dem Sande fest. Das lange, ausgedehnte Ufer war von beschädigten Schiffen, von Balken und allerhand Trümmern bedeckt. Den ganzen Tag hindurch vernahm man das Schreien der Schiffsleute, die mit dem Reinigen und Ausbessern ihrer Fahrzeuge beschäftigt waren.

Die Monate, welche der Regenperiode sofort nachfolgen, d. h. Ende September und October, bringen von neuem starke Hitze mit sich. Die Zeit ist ungesund infolge der gefährlichen Ausdünstungen der Erde. Endlich gegen Schluß October kommt der Nordwind wieder, segt die schlechten Gerüche weg und erfreut alle mit seiner frischen Luft.

Alsdann beginnt auch die beste Zeit für die Kaufleute; denn die Eingebornen haben indessen etwas Geld gemacht, das sie alles auf dem Marktplatz ausgeben werden. Die Kaufleute machen während der Regenzeit freilich keine guten Geschäfte. Heute kommt der Wind und füllt ihnen den Laden mit dichtem Staube an. Morgen kommt der Regen und bedeckt ihre Waren. Die Kunden selbst sind selten geworden, da ein guter Theil der Leute hinaus auf die Felder gezogen ist. Mit trauriger, verdrossener Miene sitzen alsdann die Kaufleute in ihren Läden; sie trösten sich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten. Viele derselben sind Katholiken; es sind im allgemeinen gute Leute, sie hören den Priester an und wohnen an Sonn- und Feiertagen eifrig dem Gottesdienste bei. Unser Kirchlein ist sowohl bei der ersten, sowie auch bei der zweiten Messe derart mit Gläubigen angefüllt, daß manche keinen Platz mehr finden

und vor der Thüre stehen müssen. Deshalb sind wir gezwungen, es zu vergrößern. Hier zu Omderman ist das Bauen nicht zu kostspielig, da man aus Erde baut. Das andere Jahr aber, wenn wir zu Chartum bauen, gehen die Sachen wohl anders. Dort können wir neben den stolzen Regierungspalästen und den schönen eleganten Privatgebäuden freilich keine Erdhütten errichten; die Regierung würde es auch nicht erlauben. Wir müssen dort, wenn nicht auf kostspielige, dennoch auf anständige Weise bauen; das aber kostet

viel Geld, da die Baumaterialien theuer sind. — In Bezug auf unsere schwarzen Christen, die während der Mahdisten-Herrschaft hier gewesen waren, können wir uns nicht beklagen, sondern eher zufrieden sein. Sie kommen an Sonn- und Feiertagen zur heiligen Messe, einige von ihnen wohnen fast alle Tage dem Gottesdienste bei. Mögen auch die guten Leser für uns beten, damit der Herr über unsere Bemühungen seinen reichlichen Segen ergieße.

Auf dem „Redemptor“.

In der letzten Nummer berichteten wir unseren Lesern von der Abfahrt des Missionschiffes von Omderman. Heute sind wir in der Lage über den bisherigen Verlauf der Fahrt directe Mittheilungen des Hochwürdigsten Apostolischen Vicars zu bringen. Derselbe schreibt uns am 31. December 1900 von Taufikieh (90 Kilometer im Süden von Fashoda) aus:

„Da ich gewiß weiß, daß ich Ev. Hochwürden und all den Unsrigen in Mähland eine Freude mache, so überfende ich Ihnen diese paar Zeilen aus der neuen Residenz der Mudirie von Fashoda, wo wir gestern Nachmittags angekommen sind. Somit haben wir bis jetzt von Omderman her 800 Kilometer zurückgelegt. Uebermorgen fahren wir weiter um auf den Sobat zu kommen, dessen Mündung von hier nur 8 Kilometer entfernt ist. Auf diesem Flusse schiffen wir eine Strecke weiter, um die Gegenden, die Lage und die Völkerschaften besser kennen zu lernen. Dann kehren wir wiederum zurück, und nachdem wir auch eine kleine Strecke des Bachr el Gazal in Augenschein genommen, steuern wir südwärts auf dem Bachr el Gebal, auf welchem wir dann bis Nadschal vordringen werden.

Die bisher zurückgelegte Strecke war gewiß sehr interessant; aber es würde zu weit führen, wenn ich auch nur vorübergehend einiges wenige erwähnen wollte: das überlasse ich Ihrem Berichterstatter und es wird Ihnen seiner Zeit zukommen. In Bezug auf den Zweck unserer Reise gehören die Bekanntschaft, welche wir mit dem Sultan der Schilluk, El Mak Cur, machten, der Besuch, welchen er uns auf unserem Schiffe abstattete und der Gegenbesuch unsererseits in seiner Residenz zu den wichtigsten Vorfällen. Die Residenz liegt 16 Kilometer südlich von Fashoda und 2 Kilometer landeinwärts am linken Nilufer. Der Häuptling ist ein wirklicher Sultan, welcher wirkliche und volle Rechte über seinen bedeutenden und zahlreichen Stamm besitzt. Die Schilluk waren

niemals Anhänger des Mahdi, sind auch keine Mohammedaner, haben die Beschneidung nicht, sondern man kann beinahe sagen, daß sie gar kein Glaubensbekenntnis haben. Ich glaube, daß unter ihnen eine Mission sehr viel Gutes stiften könne. Das Schwierige ist aber, einen günstigen Ort zu finden; beinahe überall liegt nämlich der Boden sehr tief und ist daher den Ueberschwemmungen zur Zeit der Regengüsse ausgesetzt, was bekanntlich der Gesundheit wegen sich nicht empfiehlt. Ich eröffnete deshalb dem Sultan unsere Absichten und er zeigte sich geneigt und zufrieden; nach seiner Meinung wäre vielleicht Toma am Bachr el Gazal der günstigste Ort für unseren Zweck; deshalb gab er uns einen Neffen mit, welcher arabisch verstand und uns als Dolmetsch diente, damit er die Befehle des Sultans dem Scheik jenes Dorfes überbringe. Dieser Jüngling war einige Zeit Slave in Kairo und erst seit einem Jahre wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Was wir ausgerichtet haben, werden Sie seiner Zeit erfahren. Bei Gelegenheit dieses Besuches beim Sultan schenkte uns dieser einen schönen Ochsen, ein fettes Kalb und vier Schafböcke. In den Dörfern dann, durch welche wir kamen, ließ uns der Neffe des Sultans in dessen Auftrage wiederholt Schafböcke bringen, so daß wir bis jetzt schon zwölf lebendige auf dem Schiffe haben. Aber auch wir beschenkten ihn reichlich. Er erhielt drei Eisenstücke, um Lanzen daraus zu machen, ein wenig Eisendraht, eine Unterjacke und ein farbiges Hemd, eine Wolldecke, eine indische Mütze, eine Pfeife nebst Tabak und fünf Zigarren, ein bißchen Salz und Zucker, zwei Pfund Glasperlen und sechs kleine Spiegel. Se. Majestät zeigte sich überaus zufrieden und gnädig.

Wir besuchten ein Dorf oder besser eine Reihe von Dörfern am linken Ufer und von hier aus 30 Kilometer weiter nördlich gelegen, welches Uau heißt. Die Lage ist hinlänglich gut, und wenn wir nichts besseres finden, so werden wir uns auf der Rückkehr

mit dem Sultan ins Einvernehmen setzen, um hier eine Missionsstation zu eröffnen. Diese Stelle wäre auch deswegen schon geeignet, weil sie der Niederlassung der Regierung ziemlich nahe liegt, ein Umstand, der auch nicht zu unterschätzen ist. In Hinsicht auf das Klima wäre auch Taufkieh ein guter Ort, aber die Berührung der Regierungsleute mit den Eingebornen ist dem Zwecke der Mission gewiß nicht ersprießlich. In Uau verbrachten wir die Nacht; am Abend beim Mondenschein waren wir bei den Spielen jener wilden Jugend anwesend; es waren mehr als sechzig Knaben und Mädchen; das Spiel war wirklich belustigend und interessant, zumal ich keine Gebärde bemerkte, die nicht ehrbar gewesen wäre, obgleich die Knaben ohne Kleidung spielten. Am Morgen beschenkten wir diese jungen Leute mit Glasperlen und Knöpfen, was sie sehr freute; wir waren noch zufriedener in der Hoffnung, daß wir ihnen in nächster Zukunft etwas besseres bieten können.

Die Männer tragen gewöhnlich, wenn sie nicht nackt gehen, einen tob, welchen sie auf der linken Schulter zusammenbinden; die Weiber sowie auch die Mädchen bedecken sich die Lenden mit Ziegenfellen; die Knaben aber, auch wenn sie schon bedeutend herangewachsen, tragen gar keine Bekleidung. Ich glaube aber, daß, wenn sie Stoff hätten, sie sich gerne bedecken würden, ganz besonders, da die Morgen ziemlich kalt sind; das Thermometer sinkt da bis auf neun Grad ober Null herab.

Gott der Herr gebe es, daß wir wirklich unter jenen armen und unglücklichen Völkern viel Gutes thun können. Deshalb lege ich Ihnen, all den Unrigen und allen guten Seelen sehr ans Herz, Gott den Herrn flehentlich zu bitten, damit er unsere heißen Wünsche so bald als möglich erhöre.



Ist der Islam geeignet Naturvölker zu bilden?

Von P. Xaver Geyer, F. S. C.

(Schluß.)



Wie speciell die afrikanische Sklaverei betrifft, so können wir nicht behaupten, daß der Islam dieselbe dort eingeführt habe; vielmehr bestehen unzweifelhafte Beweise, daß die Sklaverei seit den ältesten Zeiten dort bestanden habe.*) Sollte jedoch der Islam von civilisierendem Einflusse sein — und um diese Frage handelt es sich hier — so müßte sich nachweisen lassen, daß der Islam gegen die

bestehende Sklaverei auftritt oder sie wenigstens mildert. Leider läßt sich dieses nicht nachweisen, vielmehr lassen sich Beweise für das Gegenteil beibringen.

In seinem Dünkel, durch die Religion des Propheten allein Gott angenehm zu sein, betrachtet der Muselman jeden Andersgläubigen mit Verachtung; besonders verabscheuungswürdig sind ihm die Heiden. Der Muselman betrachtet den Schwarzen als ein von Gott verstoßenes Geschöpf, als ein Wesen von niedrigerer Gattung, als ein Mittel Ding zwischen Mensch und Thier, das von Natur aus und durch Gottes Willen dazu bestimmt sei, Sklave zu sein. Weder der niedrigste Muselman, noch der gelehrteste Scheik wird sich überzeugen lassen, daß der Schwarze das gleiche Recht auf Freiheit hat, wie der Muselman. Aus den vielen diesbezüglichen Gesprächen mit gelehrten Mohammedanern erwähnen wir nur eines:

Christ: „Warum haltet ihr die Sklaverei für erlaubt?“

Mohammedaner: „Sie war es von jeher; mein Großvater und Vater hatten Sklaven, Gott hat es so angeordnet.“

*) Die alten Ägypter fiengen bei ihren Kriegszügen gegen Kus Leute ein. Eine zu Semneh gefundene Stelle berichtet von einem großen Raubzuge des Königs Taubines IV. nach Nubien, wobei 150 Männer, 250 Weiber, 110 Knaben, 55 Richter der Eingebornen, 175 Kinder derselben — zusammen 740 Lebende — gefangen genommen wurden. Viele Abbildungen und Inschriften auf den alt-ägyptischen Baudenkmalen zeigen das Gleiche. Die Römer, besonders zur Kaiserzeit, verwendeten viele Berber und Nigriten als Sklaven. Biblische Darstellungen von Nigriten aus der Römerzeit bestätigen die Verwendung Schwarzer zu Rom als Sklaven. Die Entdecker des 15., 16. und 17. Jahrhunderts fanden in den von ihnen berührten Küstländern Afrikas überall den Sklavensang und -Handel und erfuhren, daß diese auch im Inneren bestanden.

„Es ist aber nicht erlaubt, dem Mitmenschen die Freiheit zu rauben.“

„Der Neger hat keinen Anspruch auf Freiheit, er versteht sie nicht.“

„Ist der Neger nicht ein Geschöpf wie wir?“

„Nein, er ist von uns verschieden, von Natur aus zum Schlechten geneigt.“

„Und doch ist er so gut ein Geschöpf wie Du.“

„Der Neger entließ Dir, weil Du ihn vielleicht mißhandelt hast?“

„Nein, der Verfluchte aß und trank gut, ich that ihm nichts zuleide, doch der schlechte Teufel hat ihn zur Undankbarkeit verführt; sie sind eben alle schlecht — von Natur aus.“

„Er entließ, weil er die Freiheit suchte, die Du ihm geraubt.“



Fellah am Dreschen.

Der Mohammedaner wendet sich bei diesen Worten mit Entrüstung ab und sagt verbittert: „Er ist schlecht!“

Christ: „Wer kann beweisen, daß er von Natur aus schlecht ist?“

„Er selbst beweist es. Höre: ich kaufte einen Sklaven; ich sandte ihn auf das Feld zur Arbeit. Doch eines Tages lief er hinter die Berge. Ist es nicht eine schlechte Handlung, mir zu entlaufen, nachdem ich ihn für mein Geld gekauft? Und so sind sie Alle.“

„Ich habe schon gesagt, er hat keine Freiheit, er ist ein Sklave.“

„Wenn man Dich zum Sklaven machte, wärest Du zufrieden?“

„Wenn Gott mich dazu geschaffen hätte, was könnte ich dagegen thun?“

„Aber ist es nicht Sünde, die Neger zu rauben?“

„Das geht mich nichts an, das ist Sache derer die es thun, und Gott ist barmherzig.“

In den letzten Worten glaubt man den Propheten selbst sprechen zu hören, der unzähligemale

im Koran Vergehen und Sünden, die sich nicht rechtfertigen lassen, mit der Barmherzigkeit Gottes zudeckt. — Und so denken über die Slaverei nicht nur gewisse Muselmänner, sondern alle. Für sie alle ist die Slaverei ein Stück Religion. Deshalb betrachten die Muselmänner das Vorgehen der europäischen Mächte gegen die Slaverei als einen schweren Eingriff in ihre Einrichtungen. Die verschiedenen Empörungen und Revolutionen im abgelaufenen Jahrhundert bis auf den großen Sudankrieg herab haben ihren Ursprung vorzugsweise in der Unzufriedenheit der Muselmänner wegen der Abschaffung der Slaverei.

Gegenwärtig wird durch die Ueberwachung seitens der europäischen Mächte an verschiedenen Punkten der islamitischen Gebiete der öffentliche Slavenhandel hintangehalten. Auf dem Muselmänn aber lastet dieser Zwang wie ein Alp; seine Anschauungen in diesem Punkte sind nicht geändert; würde sich Europa heute zurückziehen und den Muselmännern freies Spiel lassen, so würde der Slavenhandel ganz wie zuvor betrieben werden. Dies bestätigt der geheime Handel, der trotz aller Verbote und Beaufsichtigung fortbesteht, wie aus den zahlreichen Verurtheilungen des Slavenhandels in Kairo erhellt, und doch ist anzunehmen, daß weitaus die größte Anzahl der Slavenverkäufer der Gerechtigkeit entweichen.

Die Slaverei hat den Slavenhandel zur Folge und dieser den Slavenraub. Nun fragen wir, wo sind diejenigen, welche die Neger ihrer Heimat und ihrer Familie entreißen? — Neben den Eingebornen selbst, die sich gegenseitig in wilden Kringen beschden und den Nachbarn Weiber und Kinder rauben, um sie zu verkaufen, sind es durchwegs Muselmänner. Die Danakla, Baggara, Djellaba, Arab, Homr, Djaalin, Kababisch und viele andere sind sämmtlich Muselmänner, und gerade diese sind die grausamsten Negerräuber, die den Menschenraub als Profession betreiben. Und wer sind die Slavenhändler? neben den Genannten sind es alle islamitischen Völker des Sudan, bald aus Profession, bald gelegentlich; gelegentlich ist's ferner jeder Muselmänn im allgemeinen. Für den Muselmänn ist der Slave einerseits ein Mittel zur Befriedigung seiner Wollust, andererseits ein Erwerbsmittel. Der geldgierige Muselmänn steht nicht an, seinen Slaven zu verkaufen oder zu vertauschen, wenn ihm daraus ein Gewinn erwächst. Abgesehen davon, daß viele Muselmänner aus ihren Slaven Capital schlagen, indem sie dieselben in fremde Dienste schicken, haben feinerzeit im Sudan manche förmliche Slavenzüchtereien in großem Maßstabe angelegt. Der Muselmänn schreckt

vor keiner Missethat zurück, um den Wert seines Slaven zu erhöhen. Er ergreift seinen Neger, macht ihn zum Eunuchen, vergräbt das arme Geschöpf bis an die Schultern in Wüstenlande, — nach einiger Zeit zieht er ihn wieder heraus, und der Preis der Ware ist um das Zehnfache gestiegen.

Wenn wir das Gesagte über die Slaverei zusammenfassen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß der Islam weit entfernt, die in Afrika bestehenden Verhältnisse zu beseitigen oder zu mildern, denselben einerseits noch die religiöse Sanction ertheilt und damit seinen Fortbestand noch kräftigt, andererseits dieselben sogar unterstützt und in der That noch schrecklicher gestaltet, so daß man mit Recht behaupten kann, daß der Islam überall die Greuel der Slaverei im Gefolge hat.

Die Grausamkeit, die in der Blutrache und dem fanatischen Kriege für den Glauben ihre Befriedigung sucht und findet und dem Charakter des Afrikaners so sehr schmeichelt, wird durch den Islam nur genährt. Der Fatalismus des Islam trägt nur dazu bei, den dem Neger angeborenen Hang zur Unthätigkeit und Trägheit noch zu bestärken und zu erhöhen.

Ebenso ist es mit dem wissenschaftlich bildenden Einflusse des Islam nicht weit her. Was den Elementarunterricht angeht, so trägt der Islam allerdings zur Verbreitung der Kunst des Lesens und Schreibens bei.*) Jeder Muselmänn hat die Pflicht, eine Anzahl von Koranversen auswendig zu lernen, dazu ist, wenn nicht nothwendig, doch sehr förderlich, arabisch schreiben und lesen zu lernen. Obwohl die meisten islamitischen Neger nicht viel mehr als die 1. Sure auswendig kennen, lernen doch andere etwas mehr in den sogenannten Kotab. In einer Hütte oder unter einem Baume hocken die Schüler ohne Ordnung um den Lehrer auf dem Boden und unter stetigem Hin- und Herpendeln des Oberkörpers prägen sie sich in singendem Tone, oft unter wildem Geschrei ihre Aufgabe ein. Das Auswendiglernen ist ein absolut mechanisches, in ein sachliches Verständnis des Gelernten werden die Kinder nie eingeführt. Am Ende vermag der Schüler einen bedeutenden Theil des Koran auswendig herzusagen, ohne jedoch im Geringsten über die Bedeutung Rechenschaft geben zu können. Nur der Haß gegen die Ungläu-

*) Das weibliche Geschlecht jedoch ist größtentheils von jeder Bildung ganz ausgeschlossen. In neuer Zeit sind in großen Städten, z. B. in Kairo, unter dem Einflusse der Europäer Mädchenschulen gegründet worden. Die Erfolge sind aber noch sehr unsicher, da die Mohammedaner dieser ungewohnten Maßregel theils apathisch, theils sogar feindlich gegenübersehen.

bigen wird mit dieser mechanischen Einrichtung des Koranbuchstabens in die Seelen der Kinder eingepflanzt. Ueber spärliches Lesen und Schreiben geht der Islam in den Negerländern nirgends hinaus; ist doch selbst in den Hauptcentren islamitischer Gelehrsamkeit schon lange eine große Stagnation in den höheren Wissenschaften eingetreten, die zur Genüge beweist, daß der Islam sich überlebt hat und heute kein civilisierendes Element mehr abgeben kann.

Der Islam hat vor Alters eine Zeit regen geistigen Lebens gehabt; Bagdad, Boffora, Kufa, Teheran, Ispahan, Damaskus, Kairo, Stambul, Cordova, Toledo, sind zeitweise die Ausgangs- und Einigungspunkte dieser geistigen Thätigkeit gewesen. Die Hauptwissenschaft des Islam war an sich die Theologie mit ihren Schwesterswissenschaften: Philosophie, Philologie, Rechtswissenschaft. Seit dem Verfall der mohammedanischen Herrschaft in Spanien, dem Ende der Kreuzzüge und dem Siege der Seldschuken über das arabische Chalifat datiert sich der Rückgang der islamitischen Wissenschaft. Unter den türkischen Sultanen und den Mamelucken verlor sie ihren Einfluß auf die Andersgläubigen fast vollständig und heute zehrt sie nur mehr von dem Ruhme ihrer Vergangenheit.

Was wir von den Wissenschaften behauptet haben, gilt in noch höherem Grade von den bildenden und schönen Künsten, als der Sculptur, Malerei, Architectonik, Musik. Wenn man die Architectonik ausnimmt, in die der Islam allerdings einen eigenen Stil einführte, so sieht er diesen Künsten geradezu feindselig gegenüber.*)

In ihrer Indolenz stehen die Muselmänner den weltbewegenden Erfindungen des Abendlandes, der Buchdruckerkunst, der Optik, der Anwendung der Dampfkraft, den Wirkungen der Electricität und des Magnetismus kalt gegenüber. Ja sie betrachten die eine oder andere Entdeckung mit Mißtrauen und leisten daher auch nichts für ihre Verwertung. So sehen wir, daß Einrichtung und Gewinn von Dampfschifflinien, Eisenbahnen, Telegraphen, wie fast alle mit Dampf betriebenen Fabriken von europäischen Unternehmern gegründet und von den in türkischen oder ägyptischen Diensten stehenden Europäern geleitet werden. Der Islam besitzt nicht das erforderliche geistige Leben, um aus seinen Anhängern Männer heranzubilden, die einer angestregten Geistesthätigkeit fähig wären.

*) Einen Grund dieser Nichtentwicklung kann man vielleicht darin suchen, daß bei den Künsten die Darstellung der menschlichen Figur durch den Koran unterjagt ist, doch wird ansahmsweise dieses Gebot übertreten.

Es bleibt uns noch übrig, die politischen Grundsätze des Islam ins Auge zu fassen. In dieser Hinsicht hat der Islam allerdings Leistungen aufzuweisen, deren Großartigkeit für die Welt- und Völkergeschichte nicht bestritten werden kann.

Der Islam ist unter allen auf Erden aufgetretenen Religionen die kampflustigste. Wie der Koran nicht willig angenommen wird, kommt ihm gleich die Schwertschneide zuhilfe. Mohammed hat den Islam als eine Religion hingestellt, die nie andern gleichgestellt werden kann; wo sie einzieht, da streben ihre Bekenner nach Herrschaft; nie und nirgends kann sie Andersgläubige als gleichberechtigt anerkennen, sie duldet dieselben nur und das nur, weil sie muß. Als Theokrat machte Mohammed sein arabisches Vaterland zu einem einheitlichen Reiche, als theokratisches Reich sollte der Islam die weltbeherrschende Religion werden. Zweimal war er daran, dieses Ideal der Weltherrschaft zu verwirklichen: im 8. und im 16. Jahrhunderte. Es kostete die äußerste Anstrengung von Helden und Staatsmännern, wie Karl Martell, Karl V., Don Juan von Oesterreich, Johann Sobiesky, um den Islam hinter die Pyrenäen und über die Donau zurückzudrängen.

Die theologisch-politischen Prinzipien lassen sich kurz also zusammenfassen: Gott der Eine, Allmächtige hat alle Menschen geschaffen und ist allbarmherzig. Nachdem alle Menschen in Irrthum und Laster verfallen waren, beschloß er die wahre Religion durch Mohammed wieder herzustellen und sie predigen zu lassen über die ganze Welt. Wer sie annimmt, dem vergibt Gott, wer sie verschmäht, der soll von den Gläubigen bekriegt werden, bis er sich unterwirft. Der Fetischdiener muß sterben, wenn er in seinem Götzendienste verharret. — Der Schriftbesitzer, d. h. der Barse, Jude oder Christ wird nur geduldet und muß für die Duldung Tribut zahlen. Wer diesen verweigert, muß bekämpft, unterjocht und bestraft werden. Die Ungläubigen, die sich nach der Kriegserklärung nicht unterwerfen, haben keinen Anspruch auf Gnade. Die Männer sollen getödtet, die Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht werden. Es ist eine Gnade des Chalifen, gefangene Feinde am Leben zu lassen. Das eroberte angebaute Land wird durch den Chalifen als Lehen an Moslims abgegeben; ein Drittel davon fällt an die Moscheestiftung. Das eroberte unbebaute Land wird ausschließliches Eigenthum des Chalifen. Das bewegliche Eigenthum des Besiegten kann sich jeder Moslim aneignen, nur muß er davon den fünften Theil an den Staatsschatz (heit-el-mal) abgeben.

Am dem Glaubenskriege (d jihad) ist jeder Muselman theilzunehmen verpflichtet — von den Knabenjahren bis ins Greisenalter. Wer sich weigert, verfällt den ärgsten Strafen im Diesseits und Jenseits. Alle Moslems sind verpflichtet, die Lasten der d jihad ohne Entgelt und ohne Murren zu tragen. Wer im „hl. Kriege“ fällt, geht als Blutzuge für die Religion ohne weiters in das Paradies ein.

Das Nichtglauben an die Lehren des Islam ist nach Ansicht vieler mohammedanischer Exegeten schon hinreichender Grund zur Kriegserklärung, denn der Ungläubige ist ein „harby“ — ein Feind der offenbarten Wahrheit, also Feind Gottes und des Propheten. Es kann daher mit Ungläubigen kein dauernder Friede, sondern nur Waffenstillstand geschlossen werden. Moslems können rechtmäßig nur von den Chalifen regiert werden oder deren Stellvertretern (Kedive, Pascha, Bey). Alle Herrscher der Welt bedürfen zu ihrer Herrschaftsausübung nach islamitischen Begriffen der Bestätigung durch den Chalifen. Der Chalife ist als Stellvertreter Mohammeds der natürliche Inhaber der höchsten Gewalt über alle Menschen, er ist der „Schatten Gottes auf Erden“. Sein Gebot ist der Grund aller Strafen und Belohnungen. Jeder Muslim ist verpflichtet, dem Chalifen unbedingte zu gehorchen, es sei denn, daß von ihm verlangt würde, unschuldiges muslimännisches Blut zu vergießen; die Steuern jedoch und Abgaben müssen sowie die Militärpflicht aufs Pünktlichste geleistet werden. — So oft ein islamitischer Herrscher einen großen militärischen oder politischen Erfolg errungen hat, erhebt er Anspruch auf die ihm vermeintlich gebührende Weltherrschaft; daß die christlichen Herrscher nur Vasallen des Chalifen seien, ist Ueberzeugung der muslimännischen Fürsten ebensogut wie des Volkes.

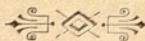
Wir haben bisher nur die politischen Principien des Islams dargestellt, betonen jedoch, um nicht als Schwarzseher angesehen zu werden, daß die thatsächliche heutige Sachlage des Islam von den angeführten Principien — glücklicherweise eine verschiedene sei. Durch die „Constitution Ottomane“ vom Jahre 1826 wurde der Islam als Staatsreligion aufrechterhalten, aber alle Unterthanen ohne Unterschied des Bekenntnisses als gleichberechtigte Staatsbürger anerkannt, allen Culten wurde freie Religionsübung garantirt; — der Friede von

Berlin hat das Werk gekrönt.*) Doch diese Erfolge sind dem Geiste des Islam nicht entsprungen; dieser ist der alte geblieben, er thut nur, was er zu thun gezwungen war.

Fassen wir das über die politischen Tendenzen des Islam Gesagte zusammen, so ergibt sich als Schluß, daß der Islam, gleichwie er in moralischer Beziehung nur den äußern Menschen in Besitz nimmt, ohne ihn innerlich zu bilden, ebenso politisch nur die äußere Weltherrschaft anstrebt, ohne den Völkern den Segen der Civilisation zu bringen. Die Idee, sich auszubreiten, hat der Islam dem Christenthume entlehnt, aber er gebraucht statt der Predigt das Schwert. Der Wildheit und Kriegslust der Afrikaner schmeichelt dieser Grundsatz, und es ist klar, daß sie mit Berühmten die Gelegenheit ergreifen, um ihren kriegerischen Fehden den Mantel der Gerechtigkeit und des religiösen Eifers anzuhängen. Wie überall, so ist besonders in Afrika die islamitische Gesellschaft auf dem Raubprincip aufgebaut. Für sie ist der Islam ein Geschäft zum gesetzlichen Betriebe des Raubes und der Plünderung en gros, wo noch nebenbei das Paradies in Aussicht steht. So ist es der Fall hauptsächlich in Ostafrika, im Sudan und in der Sahara. Dort bilden die armen heidnischen Neger zu dem Raubprincip das Raubobject. Während große Staaten ihre Kriege verhältnismäßig schnell führen, dauern die Guerilla- und Raub-Kriege der verschiedenen kleinen islamitischen Staaten in jenen Gebieten gegen die Heiden Jahrzehnte und länger. Mit dem Vordringen des Islam dringen auch diese Kriege immer weiter, verwüsten das Land und vernichten das Volk.

So macht es der Islam. Ob er nun geeignet sei, den armen Afrikaner auf eine höhere Stufe der Bildung zu bringen, ob er berufen sei, den gesunden Kern, der im Herzen des Negers verborgen liegt, zum Reinen zu bringen und den Neger zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen, darüber zu urtheilen überlassen wir dem einsichtsvollen Leser selbst.

*) In Aegypten herrscht gegenwärtig für die fremden Religionsculte volle Freiheit; die religiösen Feierlichkeiten werden öffentlich abgehalten ohne das geringste Hinderniß. Islamitische Staatsbeamte und Minister wohnen ihnen bei. Ja die auswärtigen Religionsgenossenschaften werden von der Regierung geschützt und unterstützt.



Der jüngste Erdtheil und seine Bewohner.

(Schluß.)

Neben dem wahrhaft herrlichen Bild, welches die australischen Colonien darbieten, gibt es aber einen schwarzen Punkt, der das Herz des Menschenfreundes mit Schauern erfüllt, nämlich das Schicksal der schwarzen Ureinwohner. Bei der Ankunft der Europäer haben sich mehrere Hunderttausend Neger in den weiten Gebieten Australiens umhergetrieben; jetzt leben kaum mehr 100.000; theils sterben sie aus, theils werden sie planmäßig ausgerottet. Zuerst räumten die von den Europäern unter sie gebrachten Krankheiten, namentlich die Blattern, unter ihnen gewaltig auf; viele wurden durch das Feuerwasser — den Branntwein — einem frühen Siechthum entgegengeführt; dann gibt es auch noch Ursachen, die ein schwarzes Blatt in der Geschichte der australischen Colonien sind und bleiben. Die weißen Einwanderer breiteten sich aus, besonders die Viehzüchter mit ihren Herden, verdrängten die Schwarzen von ihren Wohnplätzen, schossen ihnen die Jagdthiere, von denen sie lebten, ab; ist's zu wundern, wenn sich die Wilden dann an den Kindern oder Schafen ihrer Verdränger schadlos halten wollten? — Aber dann rückten die Hirten gemeinsam gegen die Räuber aus, schossen einige nieder und zerstreuten die anderen. Wenn die dadurch gereizten Neger dann gar einmal eine Schäferhütte niederbrannten, die Hirten erschlugen, die Herden zersprengten, dann zogen große Scharen aus gegen die Wilden, jagten sie durch weite Strecken, wie das Wild des Waldes, mezelten nieder, was sie nur erreichen konnten; unmenschlich und kaltblütig nahmen die Viehzüchter die „Vernichtung der Schwarzen“ als Lösungswort an. Die Grausamkeiten gegen diese armen Geschöpfe, die man nicht zu gewinnen, nicht zu civilisiren, sondern nur zu reizen und zu erbittern verstand, weil man ihnen nur mit roher Habgucht entgegentrat, sind wahrhaft haarsträubend. Einmal hatten sieben Schäfer nach und nach 27 Schwarze zusammengefangen, dieselben geknebelt, mit Kugeln unter sie geschossen und dann verbrannt; Hunderte von Schwarzen sind dadurch zugrunde gegangen, daß ihnen die Weißen mit Arsenik vergiftetes Brot in den Weg gelegt hatten. Wohl entsetzen sich die Regierungen, wenn solche Unmenschlichkeiten zu ihnen dringen, und lassen die Schuldigen hängen, aber in den seltensten Fällen werden sie bekannt und bestraft.

Doch um der Wahrheit ihr Recht zu lassen, müssen wir bestätigen, daß die Ausrottung seitens der Weißen

nicht die einzige Ursache an der rapiden Abnahme der Australneger sei. Es gibt auch innere Ursachen, die nur durch Einführung der religiösen Sittlichkeit und durch Civilisation sich beheben lassen. — An erster Stelle ist es der Kindesmord, der sehr verbreitet ist und unter dem Nachwuchs stark aufräumt. Merkwürdigerweise mag die eine Familie keine männlichen, die andere keine weiblichen Kinder leiden. Verirrt sich nun solch ein unerwünschter Sprosse in die unrechte Familie, so heißt es alsbald, das Kind sei krank, und man ruft den Medicinmann. Dieser untersucht das arme Würmchen, er sucht die Krankheit, indem er alle Glieder des Opfers drückt und preßt, bis die angebliche Krankheit — dem Tode weicht. — Stirbt jemand aus welchem Grunde auch immer, so ist der Tod nach der Meinung der Neger die Folge der Hexerei seitens eines Feindes. Die Angehörigen des Verstorbenen machen sich nun auf die Suche nach einem solchen; wieder wird der unselige Medicinmann zu Rathe gezogen, der befragt wiederum den Teufel-Teufel, die oberste Gottheit der Australneger, und wer als Thäter bezeichnet wird, verfällt unerbittlich dem Tode. So folgt in der Regel auf einen natürlichen Todesfall auch ein Mord.

Meint ein Stamm, der Teufel-Teufel sei ihm gram, so wird ein Mann aus der Mitte des Stammes ausgesucht und muß gleich ob gern oder ungern sein Leben dem Teufel-Teufel opfern. — Bedenkt man weiter, wie viele Opfer die häufigen Streitigkeiten sei es unter den Angehörigen eines Stammes oder verschiedener Stämme fordert, wie viele Kinder und Erwachsene mannigfache Krankheiten bei der schlechten Kost und Pflege dahintraffen, so wird man über die Ursache des Aussterbens der Australneger bald im Klaren. —

Die Australneger, vorzüglich die von Nordaustralien, sind eine kräftige Menschenrasse. Man sieht nur selten Personen von kleiner Statur. Gewöhnlich sind sie fünf bis sechs Fuß groß, manche mehr als sechs, von proportioniertem Körperbau, schlank und geschmeidig, dabei stark und kräftig; ihre Haltung ist gerade, ihr Gang ist schnell. Zuweilen sieht man Verstümmelte, z. B. Weiber mit bloß drei oder vier Fingern an der Hand; einer oder zwei wurden nämlich abgehauen zur Erinnerung an gestorbene Kinder. Bei einer auffallend großen Anzahl sind die Augen leidend, manche haben sogar nur ein Auge. Daran

scheint der Gebrauch von Schilflanzen schuld zu sein, mit denen Kinder von vier oder fünf Jahren sich Scheingefechte liefern und nicht selten auch Wunden beibringen.

Wie alle Neger haben auch die Australnegere ihre eigenen Begriffe von Schönheit und Schönheitsmitteln. Sie tragen verschiedene Narben auf Arm und Brust und auf einer oder beiden Seiten des Rückens. Früher machten sie dieselben mit Feuersteinen oder Muscheln, seit ihrer Bekanntschaft mit den Weißen mit Glas. Sie tragen regelmäßig gearbeitete Halsbänder von Gras und Schnüre von gekauter Rinde; sowohl Männer als Weiber tragen dieselben, wie auch sechs und noch mehr Ringe am Arme oberhalb des Ellenbogens, die sie auch als Taschen für Pfeifen und Tabak gebrauchen. Buben und Mädchen müssen im zarten Alter eine schmerzliche Operation bestehen: ein Loch wird durch das Nasenbein gebrannt, durch welches ein kleines Stück Holz oder Gras gesteckt wird, doch tragen sie dasselbe nicht immer und nie in späteren Jahren. Diese Verschönerungsmanier macht ihre Nasen etwas breiter, als die Mutter Natur sie erschaffen hat.

Die neugeborenen Kinder der Australnegere sind mehr weiß als schwarz, aber im Laufe der Zeit verschwindet die weiße Farbe. Die Kinder brauchen nicht viel Pflege; vom ersten Tage ihres Lebens an werden sie an Abhärtung gewöhnt. Während der ersten Monate ist das Kind unter der besondern Obhut der Mutter. Zum Schlafen legt man es auf den Boden, denn für die Wiege gibt es in der Sprache der Australnegere keinen Ausdruck. Doch bald wird das Kind nach einem andern System erzogen, woran beide Eltern theilnehmen. Das kleine schwarze Kerlchen wird bei dem einen Handgelenk gefasst, sachte in die Höhe gehoben und langsam um den Kopf des Vaters oder der Mutter geschwungen, die beiden Beinchen kommen auf die Schulter zu sitzen, die Händchen liegen auf dem Kopfe.

Was und wann essen die Australnegere? Sie essen, was nur halbwegs genießbar ist, und die Grenze des Genießbaren ist bei ihnen überaus weit gezogen, sie reicht bis dahin, wo selbst der abgehärtetste europäische Magen bedingungslos capitulieren müßte. Und sie essen, wann sie was haben. Haben sie auch schon drei Mahlzeiten des Tages gehabt und finden sie ein verendetes Känguruh, das schon nichts weniger als düftet, so wird wieder Mahlzeit gehalten, und für den nächsten Tag bleiben nur die Knochen übrig. Der Australnegere isst beinahe alles; es gibt sogar eine Art Lehm, den sie sehr gerne essen, entweder allein oder mit Mehl vermischt. Sie kennen eine

Menge von essbaren Wurzeln, welche die Weiber und Kinder im Walde mit Stöcken ausgraben. Einige davon kochen sie, andere essen sie roh und wieder andere werden auf zwei bis drei Tage zum Einweichen ins Wasser gelegt. Ebenso machen sie es mit den Rüssen der Palmbäume, die in großer Menge vorkommen. Auch die Frucht des einheimischen Weinstockes wird gegessen; derselbe sproßt empor aus einer Knolle und hat nur einen Stamm mit nur einem Zweig, der jedes Jahr abstirbt. Die Neger lieben auch Muscheln, die sich am Meeresstrande in großer Menge vorfinden, ebenso essen sie Eidechsen, Opossum, Bandicut (eine Art großer Ratten) und wilde Hunde, nie aber ihre eigenen zahmen Hunde. Auch essen sie Schildkröten und deren Eier, jede Art von Fisch und die Eier der Krokodile und Alligatoren, denn beide kommen hier vor, und die Krokodile selbst. Die Eier haben die Frauen zu suchen, während die Männer das Krokodil erlegen. Es gibt zwei Methoden, dasselbe zu erlegen; entweder greifen sie es mit Lanzen an, da sie die Stelle genau kennen, wo dieselben durchdringen, und auf diese Weise können zwei Mann mit einem Krokodil fertig werden; oder, wenn mehrere Schwarze beisammen sind, so wenden sie eine mehr aufregende Methode an; Einer schleicht sich hinter dem Thier an und packt es am Schwanz, während die anderen mit schweren Holzstücken von ungefähr sechs Fuß Länge auf dasselbe losgehen und es hinter den Kopf schlagen, bis es todt ist. Die Weiber dürfen von dessen Fleisch nicht essen, man macht sie glauben, sie würden krank davon. Auch Fledermäuse, die hier sehr groß und in großer Anzahl vorkommen, dürfen nur von solchen, die einen Bart tragen, gegessen werden. Auf diese Weise sorgen hier die erwachsenen Männer für sich selbst. Die Knaben dürfen die Fledermäuse mit dem Pfeil schießen und den Erwachsenen bringen; was sie aber thun, wenn sie ungesehen sind, ist eine andere Frage. Die größte Delicatsse aber für die Australnegere ist eine große, sechs bis acht Fuß lange Schlange. Dieselbe zu fangen ist das Geschäft der Frauen und Kinder. Durch Wasser aus ihrem Schlupfwinkel herausgetrieben, wird die Schlange mit einem Stück Holz betäubt, alsbald faßt sie eine geschickte Hand beim Genick, führt sie zum Munde und macht ihr durch einen herzhaften Biß den Garaus. Hierauf wird die Schlange um den Arm gewunden und unter Jubel ins Lager gebracht, wo bald ein Feuer auflodert, an dem die kreisförmig zusammengerollte Schlange kunstgerecht gebraten wird.

Doch dürfen wir noch eine Fleischart nicht vergessen, die bei den Negern für ein besonderes Leckerbissen gilt; es ist dies Menschenfleisch. Stirbt ein

Knabe oder Mädchen infolge eines Unfalls oder von einer giftigen Schlange gebissen; so sind die Gefährten des Todten schnell zur Hand, schneiden von der Leiche mit scharfen Steinen das Fleisch in Stücken herunter und braten es an dem Lagerfeuer, um es auf der Stelle zu verzehren. Den Kopf des Todten aber lassen sie unberührt, denn in dem Kopf ist nach ihrer Meinung der Teufel verborgen, weshalb auch der Kopf immer in die Erde verscharrt wird. — Einige Stämme ziehen ihre eigenen Kinder einige Jahre hindurch auf und mästen sie förmlich, um sie dann bei einem Festmahle als Vorzugsgericht aufzutischen. Aber trotz ihrer großen Vorliebe für Menschenfleisch verspüren dennoch die Australneger nach dem Fleisch der Weißen, weil es, wie sie sagen, zu salzig ist, wenig Geschmack.

Was das eheliche Leben der Australneger betrifft, so herrschen da wiederum einige Eigenthümlichkeiten. Heiraten werden gewöhnlich von den alten Männern vereinbart und das nicht selten zu einer Zeit, wo Braut und Bräutigam von ihren Eltern noch als Säuglinge in einer Rinde oder in einer Art Grasmatte herumgetragen werden. Würde für einen Mann eine Lebensgefährtin in dieser Weise nicht vorgefunden, so hat er sich nach alter Sitte ein Weib zu stehlen. Dies ist in der Regel nicht besonders schwer, da die Braut gewöhnlich ebensowohl verlangt gestohlen zu werden, als der Bräutigam zu stehlen. Ist nun Braut und Bräutigam aus demselben Stamme, so hat der glückliche Bräutigam einen mehr oder

minder ernst gemeinten Kampf mit den nächsten Verwandten der Braut zu bestehen, wobei es freilich am meisten auf die Geläufigkeit der Sprachwerkzeuge ankommt. Gehört aber die entführte Braut einem fremden Stamme an, so wird er aufgefordert, innerhalb einer bestimmten Frist sich mit einem oder mehreren Männern dieses Stammes zu messen. Stellt er sich zu diesem Zweikampfe nicht, so hat er sein Leben verwirkt und kann durch jeden Angehörigen des andern Stammes getödtet werden. — Vielweiberei kommt zwar vor, jedoch selten, weil die Männer, die nur ein Weib haben, höher geachtet sind. — Fällt auf ein Weib der Verdacht der Untreue, so wird sie lebendig gespießt. Im übrigen ist der Australneger sehr liebevoll gegen sein Weib; ist es krank, so verpflegt er es und wacht ganze Nächte an seinem Lager und sorgt für dasselbe, so gut er kann.

Die katholische Mission hat auch diese arme, verachtete Rasse nicht vergessen, obschon die Evangelisierung ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten bot. An der Westküste nahmen sich ihrer mit großem Erfolge die spanischen Benedictiner und auch die französischen Trappisten an. Unter den Eingeborenen des zum Staate Queensland gehörigen Nord-Territoriums arbeiten seit 1883 österreichische und zum Theil auch irische Jesuiten. Das Territorium zählt 13 Ortschaften mit einer weißen Bevölkerung von 4898 Köpfen; die Zahl der Eingeborenen wird auf 20 bis 30.000 geschätzt.



Legende des Morgenlandes.

Die hl. 40 Märtyrer.

(10. März.)

Im römischen Heere gab es eine Legion (Regiment), welche den Namen „die Blitzspenderin“ trug. Diesen Ehrentitel erhielt sie auf folgende Weise. Es war im Kriege gegen die Markomannen; das römische Heer stand in einer wasserlosen Gegend, von oben durch die Glut der Sonnenstrahlen gequält und vor Durst fast ver-schmachtend, vor und um sich den Feind, dessen Angriff es von Stunde zu Stunde erwartete. In dieser großen Noth fielen die Soldaten der zwölften Legion, die fast aus lauter Christen bestand, auf die Knie nieder und flehten zu Gott um Erbarmen und Rettung.

Unerklärlich schnell überzog sich der bisher völlig heitere Himmel mit einer dunklen Wolke und kurz hernach ergoß sich in Strömen ein erquickender Regen über die Römer hernieder. Die von Durst gequälten Soldaten fiengen das Wasser mit ihren Helmen und Schilden auf, um ihre Wunden zu waschen und sich sowie ihre Pferde zu tränken. Diesen Augenblick der Unordnung benützte der Feind und wollte über die Römer herfallen; aber gewaltige Schlossen fielen ihnen ins Gesicht, zuckende Blitze blendeten sie, sodafs sie vor Angst und Schrecken aneinanderstoben.

Zum Andenken an dieses Ereignis erhielt die zwölfte Legion den Beinamen „Blitzspenderin“. Um das Jahr 320 unter der Regierung des Kaisers Licinius war sie in Armenien, zu Sebaste und dessen Umgebung, stationiert. Der Kaiser erließ gegen die Christen besonders strenge Verhaltensmaßregeln und beschloß, auch seine Heere von denselben zu säubern. Ein eigenes Fest wurde für die Truppen angeordnet und an diesem sollten

alle Soldaten theilnehmen, alle sollten den Götzen Opfer darbringen. Als diese heidnische Feierlichkeit beginnen sollte, traten aus den Reihen der zwölften Legion vierzig Mann, zumeist Officiere, hervor und erklärten unerschrocken ihrem Commandanten: „Wir sind Soldaten des Kaisers und haben ihm bis jetzt mit Herz und Hand treu gedient; wir sind aber auch Diener Jesu Christi und wollen diesem Herrn treu bleiben bis in den Tod — keine Macht der Erde wird unsere Treue erschüttern!“ — Der Commandant versuchte es mit Schmeichelmworten, er rühmte ihre Tapferkeit, er versprach ihnen kaiserliche Gunst und Belohnung; er drohte auch mit — dem Tode, wenn sie in ihrem Widerstande beharren würden. Alles um-

sonst! „Deine Versprechungen“, gaben die vierzig Soldaten zur Antwort, „können unsern Entschluß ebensowenig zum Wanken bringen wie deine Drohungen; du versprichst uns Belohnung, kannst uns aber unmöglich soviel geben, als du uns nehmen willst; du rühmst unsere Tapferkeit im Kampfe für den sterblichen Kaiser und muthest uns im nämlichen Augenblicke die Feigheit im Kampfe für unsern unsterblichen König zu; du versprichst uns Ehren und Auszeichnungen, aber was liegt uns an deinen vergänglichem

Ehren, wir erwarten eine Ehre, die ewig blüht, eine Auszeichnung, die jede irdische Herrlichkeit übertrifft; du drohest uns mit dem Tode, aber diesen fürchten wir nicht, — wie oft schauten wir ihm schon im Felde ins Auge, wir fürchteten ihn nicht; der Tod, den wir fürchten, ist der Tod der unsterblichen Seele, ist die Hölle!“

Der Commandant ließ nun die Soldaten mit

Geißeln zerfleischen, darauf in Ketten schlagen und ins Gefängnis werfen; er dachte, die Schmerzen und die Entbehrungen des Kerkers würden sie schon ffire machen. Er täuschte sich. Die Soldaten beteten, sangen Psalmen, munterten einander auf, thaten überhaupt alles, um sich gut auf einen guten Martyrertod vorzubereiten.

Endlich ward der Commandant des Wartens müde. Er ließ die Soldaten aus dem Kerker vor sich bringen, versuchte es noch einmal, sie umzustimmen; als dies nicht gelang, befahl er, sie zu entkleiden, nochmals zu geißeln und dann gefesselt in einen Teich zu stellen, so daß sie halb im Wasser standen, mit dem Oberleib aber dem tödtlichen Hauche des eisigen Nordwindes ausgesetzt waren. In dieser Stellung sollten sie verbleiben, bis sie dem

Tode des Erfrierens erlagen. Um ihren Todestampf noch schmerzlicher zu gestalten, ließ der Commandant warme Bäder bereit halten für jeden Verurtheilten, der sich zum Opfern entschließen würde.

Entblößt und aus zahllosen Geißelstreichen blutend duldeten die Bekenner mit freudigem Heldenmuth die Marter der Kälte und priesen die Güte Gottes. Die Wächter unterließen es nicht, die Frierenden immer wieder freundlich einzuladen, ins warme Bad zu kommen und ihres Lebens zu schonen. Diese



Die hl. 40 Martyrer.

aber flehten zu Gott: „Vierzig haben wir den Kampfplatz betreten; laß, o Herr, uns vierzig auch gekrönt werden, denn diese Zahl ist heilig durch dein Fasten und das Fasten des Moses und Elias.“

Ihr Gebet fand Erhörung, aber auf eine eigene, durch die Gnade Gottes herbeigeführte Weise. Der Frost nahm von Stunde zu Stunde zu und machte die Glieder der dem Tode Geweihten erstarren; aus dem Badehause rauschten die Töne der Freude und Lust herüber — die Mitternacht nahte. Da gewahrte ein Wächter, der schweigend dastand, eine seltsame Erscheinung: eine ungewöhnliche Helle beleuchtete den Platz, lichtvolle Gestalten schwebten vom Himmel herab und hielten strahlende Kronen über den Häuptern der Martyrer. Staunend sprach er zu sich: „Was soll das bedeuten; ist's nur Blendwerk oder ist es das Walten höherer Mächte — sind es die Kronen, welche der Christengott seinen Bekennern sendet?“ — In diesen Gedanken störte ihn ein Geräusch; einer der Vierzig konnte der Versuchung nicht widerstehen, schlich zum Badhause heran, neigte sein Haupt vor den Götzen und bat um Aufnahme in das erwärmende Wasser. Der Unglückliche! Der zu rasche Wechsel von der Kälte in die Wärme tödtete ihn und er verlor mit dem ewigen Leben auch noch das Zeitliche! Der Wächter ward durch diese Ereignisse derart erschüttert, daß er seine Kleider von sich warf und mit dem Ausrufe: „Auch ich will ein Christ sein!“ sich zu den neununddreißig in die eisigen Fluten stürzte, um von Jesus die vierzigste Krone zu erhalten.

Am Morgen waren alle erstarrt; die Körper wurden auf Karren geladen, um ins Feuer geworfen zu werden; nur der Jüngste, Melithon, zeigte noch Spuren des Lebens und sollte zurückgelassen werden. Allein seine alte Mutter eilte hinzu, küßte den geliebten Sohn, hob ihn mit einer Kraft, wie sie nur die höchste Begeisterung des Glaubens zu geben vermag, vom Eise auf, schleppte ihn auf den Karren und flehte: „O mein Kind, vollende nur mit deinen Kameraden deinen Siegeslauf und bleibe doch nicht zurück!“ Mit vor Angst pochendem Herzen, ihr Sohn möchte sich etwa zu schwach erweisen, begleitete sie den Zug zum Feuer. Die Leichen wurden verbrannt, und ihre Asche mit den noch übrigen Gebeinen in den Fluß Tris geworfen; doch konnte man es nicht verhindern, daß ein großer Theil davon heimlich von den Christen gerettet wurde.

Die vierzig Martyrer, in Deutschland meist die vierzig Mitter genannt, werden in den Homilien mehrerer Väter gefeiert. Die älteste derselben ist vom hl. Basilus, der sie kaum ein Menschenalter nach dem Martyrium schrieb. Die Feier der vierzig Martyrer verbreitete sich rasch über das ganze Morgenland, wo das Fest am 9. März gefeiert wird. Als dann der hl. Gaudentius Reliquien dieser Martyrer nach Brescia brachte und über ihnen eine Kirche erbaute, wurde das Andenken der Heiligen auch im Abendlande allgemein und auf den 10. März verlegt.



Altägyptischer Todtencult.

Die alten Aegypter glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, das steht fest. Indessen waren sie sich über das Wie? und Wo? die Seele nach dem Tode fortexistiert, nicht klar. Die einen suchten die Seele des Verstorbenen am Himmel unter den Sternen, andere vermeinten ihre Stimme unter den singenden und zwitschernden Vögeln aus den Baumkronen oder dem Gebüsch zu vernehmen, und wieder andere philosophierten, der Todte müsse doch unter den Todten sein, die Seele müsse wenigstens zeitweilig in den Leib wieder zurückkehren. Wo sich die Seele aber in der übrigen Zeit aufhalte, diese Frage kostete den

alten Aegyptern viel Kopfzerbrechen. Und so meinten manche, daß der Geist der Todten nur des Nachts in seine Gebeine zurückkehre, um zu ruhen, bei Tage nehme er die Gestalt verschiedener Thiere an, heute des Reihers, morgen des Hirschkäfers und übermorgen der Lotosblume, die sich da badet in den reinen Wasservogeln. Je böser ein Mensch gewesen, desto ärgere Unholde aus dem Thierreiche waren es, deren Gestalten der Geist des Todten durchwanderte; Schildkröte, Krokodil, die Schlange Apep waren darunter noch nicht die ärgsten. — War aber der Todte ein braver Mann gewesen, nun dann schickten ihn seine Hinterbliebenen in das Gefilde Earu, wo

die Gerste und der Spelt sieben Ellen hoch wird; da durfte er ackern und säen und ernten und wenn er abends müde war, da durfte er sich unter die Sykomore setzen und mit seinen Genossen nicht Tarok sondern im Brette*) spielen.

Doch konnte das Schicksal des Todten, welches auch immer gewesen sein, mochte der Geist alle Thiere des Landes, der Luft und der See durchwandern, er mußte doch wieder und wären darüber 3- und 4000 Jahre vergangen, in den Menschenleib zurückkehren. — Damit nun der Geist des Todten in Jenseits Ruhe finde, verwendeten die alten Ägypter alle mögliche Sorgfalt auf die Erhaltung der Leichen und ihre Sicherung in den Gräbern. Deshalb gaben sie ihm auch seinen liebsten Hausrath mit, damit er auch im Grabe so leben könne, wie er es auf Erden gethan; darum sorgte man auch für die Ernährung des Abgeschiedenen durch Speise und Getränk, die man auf die Opfertafel des Grabes stellte, denn geschah dies nicht, so quälte den Todten Hunger und Durst. Solche Anschauungen hatten auf das ganze Leben der Ägypter einen großen Einfluss, sie lehrten die Ägypter die Leichen zu Mumien zu machen und diese in unerwüthliche Gräber zu bergen; sie lehrten sie den Todten Denkmäler zu erbauen, die sich bis heute erhalten haben und durch ihre Bilder und Inschriften uns die Kunde von dem längst entschwundenen Volke übermitteln.

Wie bei uns geht auch in Ägypten seit jeher die Sonne in Osten auf und im Westen nieder. Das sahen auch die alten Ägypter, aber sie sahen noch mehr, sie sahen nämlich im Westen auch — den Eingang ins Todtenreich. Daher hat man auch, wenn es nur irgendwie möglich war, die Gräber auf den westlichen Wüstenrand gelegt, und da man damit kaum weit in die Wüste hineingegangen sein wird, dürften auf dem 100 Meilen langen Wüstenraume längs des Fruchtlandes von der Epoche des alten Reiches bis ans Ende der heidnischen Zeit 150 bis 200 Millionen Menschen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Nun darf man aber ja nicht glauben, daß es dort ebensoviele Gräber gab als Todte, denn wirkliche Gräber besaßen, besonders in älterer Zeit, nur die höheren Stände, das niedere Volk wurde einfach im Wüstenlande verscharrt. So fand man in den Gräberfeldern von Memphis auch Begräbnißplätze der Ärmeren; die Leichen lagen einen Meter tief unter der Oberfläche, ohne Sarg und ohne Binden,

*) Das „Brettspiel“ war das Lieblingspiel der alten Ägypter, und dürfte mit unserem „Damenzichen“ die meiste Ähnlichkeit gehabt haben.

höchstens war eine Scheidewand aus Ziegeln aufgeführt worden, um einen anspruchsvolleren Todten von seinen Nachbarn zu trennen. Aber auch ihnen hatte man zu essen und zu trinken mitgegeben, wie die kleinen Becher aus Mabafter und Thierknochen beweisen, die man bei ihnen fand. Die Anlage eigentlicher Grabstätten ist anfänglich augenscheinlich nur das Vorrecht der höchsten Stände gewesen, dafür wurde aber diesen vielmehr Sorgfalt zugewendet als dem Bau der Häuser — denn die Wohnungen der Lebenden waren ihnen „Herbergen“, die Gräber aber ewige „Häuser“. So baute man nun den Abgeschiedenen aus den Reihen der „oberen Zehntausend“ als ewiges Haus die Mastaba, welche der Grundanlage nach nichts anderes ist als eine architektonische Ausgestaltung eines Grabhügels; sie hatte in ihrem starken, massiven Mauerwerk in tiefer Gruft den Sarkophag aufzunehmen und gegen Wasser und Thiere, gegen Räuber und Feinde zu beschützen.

Die Größe dieser gemauerten Grabhügel ist verschieden, sie schwankt zwischen 26 und 53 Meter Länge, 5 bis 8 Meter Breite und 4 bis 9 Meter Höhe. Das Bauwerk besteht aus soliden Quader- und Ziegelmauern, welche aber nicht massiv durch die ganze Tiefe und Breite geführt sind, vielmehr nur Mäntel bilden, zwischen welche Sand, Schutt und Schotter gefüllt ist. Den Sarg aufzunehmen war natürlich die erste Bestimmung des Grabmals. Dieser aber wurde nicht ebenerdig im Innern verbracht, sondern auf die Plattform geschafft; von der Plattform führte ein senkrechter Schacht in die Tiefe, 12 bis 25 Meter tief durch das ganze Mauerwerk hindurch bis in den Felsenrund; unten mündete ein kurzer Quergang in die Grabkammer. An Seilen wurde der riesige Steinarkophag in den Schacht hinabgelassen und in die Kammer geschafft. Alsdann wurde der Eingang zu der Kammer fest vermauert, der ganze Schacht zugeworfen und oben so verschlossen, daß kein Unbetheiligter wissen konnte, wo dessen obere Ausmündung war. So war für die ungestörte Grabesruhe der Mumie gesorgt.

Aber wie? fragt sich doch noch das ängstliche Herz, wie, wenn die Mumie nun trotz aller Gegenmittel einschrumpft und die theuren Gesichtszüge verliert? Wenn die zerstörenden Kräfte der Natur der Mumie ihre Schönheit rauben, wenn sie durch boshafte Menschenhand geschändet würde? Könnte da noch der Geist des Todten zurückkehren, könnte er noch eine Ruhe haben? Einem solchen Unglück mußte vorgebeugt werden. Man ließ aus dauerhaftem Material, gewöhnlich aus Steinen, eine Statue des Verstorbenen anfertigen, die dessen Ebenbild möglichst getreu wiedergab. Nun konnte der Geist des Todten

wenigstens an der Statue seine ehemalige Schönheit betrachten und bewundern; er hatte einen Trost. — Solche Statuen hatten denn nun auch in der Mastaba ihr eigenes Plätzchen, einen kleinen Raum, Serdab genannt, ohne Zugang und ohne Licht.

An den Serdab mit der Statue stieß ein größerer capellenartiger Raum, die Kultuskammer, welche durch eine Thür von der Ostseite zugänglich war. Hier war meist in Form einer Blendthür die Gedächtnisplatte — Gedenktafel eingelassen, die oft mit Bild und Schrift versehen war; unter der Gedenktafel stand ein oder auch mehrere Credenztischchen. Die Wände waren zumeist mit Reliefschmuck bekleidet. Dieser Raum bildete das Empfangs- und zugleich Speisezimmer des Todten. Hier fanden sich die Hinterbliebenen des Todten ein, um den Verstorbenen zu ehren, zu nähren und für ihn zu beten; hier wurden die Speisepfer dargebracht, die Todtenmahlzeiten aufgestellt, Weihrauch angezündet. Und damit der Geist des Verstorbenen, der nebenan im Serdab die Statue besetzte, den Lebenden näher kommen und der Opfer sich leichter theilhaftig machen konnte, waren zwischen Kultuskammer und Serdab Spalten durchgemeißelt, welche zwischen beiden Räumen die Verbindung herstellten. So vernahm der Geist die Stimmen seiner Lieben, er zog den Duft der Opfer und des Weihrauches ein und labte sich an Trank und Speise. Durchschauert vom Gefühle der Geisternähe vollzogen indes außen die Mitglieder der Familie ihren Todtendienst.

Fassen wir nun den Leichnam selbst näher ins Auge. Siebzig Tage oder doch einige Wochen dauerte der Proceß, in welchem der Leichnam für das Leben im Grabe vorbereitet wurde, nicht bloß bei Vornehmen, sondern auch bei Armen. Eine eigene Kunst, die unter der Aufsicht der Priester arbeitete, befaßte sich mit diesem schwierigen Geschäfte. Bei den Armen gab es freilich weniger Umstände; der Leichnam wurde ausgeweidet, in Natron gelegt, hierauf mit wohlfeilen Specereien ausgefüllt, mit Binden umwickelt und in ein Massengrab oder in den weichen Schoß des Wüstenlandes gebettet. Anders war es bei Reichen; das Herz wird da aus dem Körper genommen und, weil es durch sein Gewicht bei dem Todtengericht vor dem Osiris über die Schuld des Todten zu entscheiden hat, durch einen steinernen Skarabäus ersetzt. Der sogenannte Skarabäus, der große Mistkäfer der südlichen Länder, gilt nämlich als ein besonders geheimnisvolles und heiliges Thier, dessen Bild fast ebenso charakteristisch war für die Anhänger der ägyptischen Religion, wie der Halbmond für die Moslems. Wenn man daher das sündige Herz durch dieses heilige Zeichen ersetzt und es dazu in einer Aufschrift

bittet, „nicht als Zeuge aufzustehen“ gegen seinen Herrn, so muß das von wesentlichem Nutzen für den Todten sein. Die alte Sorge aber, daß der Todte Hunger und Durst leiden könnte, führte dann weiter dazu, daß man für jene Organe des Körpers, denen



Mumie Ramses II.

man diese unangenehmen Empfindungen zuschreibt, besondere Vorsichtsmaßregeln ergriff. Man nahm sie aus dem Leichnam heraus und setzte sie in vier Krügen, „Kanopen“, bei, deren jeder unter den Schutz eines besonderen Dämons gestellt wird; daher stellen auch die Deckel der Krüge die Köpfe der Dä-

monen dar (eines Affen, Sperbers, Schakals und Menschen).

Aber selbst wenn die Dämonen den Todten im Stiche ließen, und wenn die Todtenopfer nicht im Stande wären, die vielgefürchtete Hungersgefahr von dem Todten abzuwenden, selbst dann meinte man vorzorgen zu müssen. Man gab nämlich dem Todten auch noch Nahrungsmittel in unvergänglichen Nachbildungen bei; Gänsebraten aus Malabaster und Weinfrüge aus Holz sollen durch die ihnen innewohnenden magischen Kräfte ihm Speise und Trank bieten. Ebenso sollen die kleinen hölzernen Modelle von Küchen, in denen das Gefinde Stierschenkel bratet und andere Speisen bereitet, auf die gleiche mystische Weise für ihn kochen, während Statuetten von Dienerrinnen, die Korn mahlen oder Teig kneten, für den Brothbedarf des Todten sorgen sollen. Auf der gleichen Anschauung von der magischen Kraft hölzerner Figuren beruht es dann auch, wenn man neben dem Sarg ein Schifflein mit Rudern setzt; es soll dem Verstorbenen die Möglichkeit zum Reisen gewähren. Auch Sklaven wurden dem Todten in der Form von grün und blau lasierten Terracotta-Figuren beigegeben. Es sind dies die „Ufchebe“, d. h. Antworter — ein wunderlicher Name, der sich indes einfach genug erklären läßt. Wie schon oben bemerkt, dachte sich das ägyptische Volk sein Gefilde der Seligen als einen Acker von besonderer Fruchtbarkeit; es galt dort zu ackern und zu ernten, ganz wie auf den irdischen Aekern. Da der Acker sehr einträglich war, so hatte der Gedanke, ihn einmal bestellen zu müssen, für die ägyptischen Bauern, also für die Hauptmasse des Volkes, nur etwas Verlockendes. Aber mit den großen Herren stand es anders. Sie waren auf Erden nie hinter dem Pfluge gegangen und hatten nie die Sichel geführt, es war daher keineswegs eine erfreuliche Aussicht für sie, daß Osiris, der Herr des Todtenreiches, einst auch sie aufrufen werde, um die Feldarbeiten für ihn zu verrichten. Und um diesem zu entgehen, ließen sich nun die höheren Stände ganze Kästen jener kleinen Figuren, der Antworter, mitgeben, damit diese Püppchen, wann immer der Name des betreffenden Todten zur Arbeit aufgerufen würde, anstatt seiner antworten und ihm die Arbeit abnehmen sollten.

Dieses ganze Arsenal wurde vorbereitet, während der Leichnam im Natron lag. Nach 30 bis 70 Tagen wurde er herausgenommen, mit Palmwein sorgfältig ausgewaschen, hierauf die Höhlung mit kostbaren Specereien gefüllt und der Leichnam in feinste gummierte Leinwand eingebunden, zunächst Glied für Glied, dann der ganze Körper. Darauf erfolgte die Einfargung. Die Mumie, die vier Kanopen, das

ganze Arsenal von den verschiedenen Sachen und Säckelchen wurden in einen großen Sarkophag aus Stein gelegt. Daß der Sarkophag groß sein mußte, ist ja bei dem Inhalte, den er aufnehmen mußte, klar. Er war aber auch verziert, innen und außen mit Malereien und Inschriften bis aufs letzte Plättchen beschrieben. In diesem monumentalen Hause trat der Todte seine letzte Reise an.

Daß ein Volk, das soviel Wert auf ein würdiges Grab legte, auch den Tag, wo der Todte in dasselbe einzog, mit besonderem Pompe beging, ist natürlich. In dem Tage, wo endlich die Mumie ihre ewige Ruhe antreten soll, sammeln sich die Verwandten und Freunde, um ihr das letzte Geleit zu geben. Einen Leichenzug können sie freilich nicht bilden, denn die Leiche muß zuerst noch über den Nil geschafft werden. Es ist ein reichgeschmücktes Schiff, auf dem von Blumen umgeben der Sarg in einem großen bemalten Kasten steht. Neben ihm hocken jammernd die Frauen des Verstorbenen, der Todtenpriester räuchert und opfert vor der Mumie. Auch das Boot vor dem Todtenschiffe trägt Frauen, die auf dem Kajütendach sitzend hinüber zu der Leiche klagten. Ein drittes Boot führt die anderen männlichen Verwandten, ein viertes aber die Freunde des Todten die in voller Wachs gekommen sind, um dem Todten, die letzte Ehre zu erweisen und ihm die Geschenke ins Grab zu legen, die ihre Diener vor ihnen halten.

Sind dann diese Schiffe und Schifflein, in denen die Dienerschaft allerlei Blumensträuße und Opferspeisen überführt, am Westufer angekommen, so beginnt der eigentliche Leichenzug. Der Sarg mit dem Sarge wird auf eine Schleife gesetzt und von Ochsen gezogen; vor ihm gehen die Frauen, vor diesen die Männer — so geht es in derselben Ordnung, wie auch die Ueberfahrt stattgefunden hatte, den weiten Weg hin bis zum Grabe. Daß da vor der Mumie alle möglichen Ceremonien vorgenommen wurden, daß die Gattin ihrer Trostlosigkeit Luft machte, daß das Trauergesolge nicht schwieg, wo alles weinte, ist klar und liegt schon in der Natur des Orientalen.

Doch gar nichts dauert ewig und so auch nicht die Trauer — selbst nicht bei den alten Ägyptern. Die neuen Generationen verdrängten die Erinnerung an die alten, und war das Gedächtnis an den Todten einmal verblaszt, hatte der Todtencultus bei einem Grabe aufgehört, so schloß man es zu und überließ es seinem Schicksal, und daß dieses Schicksal die Räuber und Einbrecher waren, dafür sorgte die den alten Ägyptern innewohnende Habsucht. Wohl that der Staat, was in seinen Kräften stand, um die

Gräber zu schützen, aber diese kleinen Gebäude ohne Bewohner, die weit ab von der Stadt in regellosem Gedränge nebeneinander lagen, ließen sich nun einmal nicht bewachen, trotz aller Mauern, die sie umgaben, und trotzdem ihre Verwaltung der Polizei selbst anvertraut war. Und selbst, wenn es gelang, die äußeren Räuber abzuwehren, so bieben die inneren, die noch viel gefährlicher waren. Dieselben Arbeiter, welche die neuen Gräber bauten, plünderten auch die älteren; sie betrieben ihr Handwerk so gründlich,

errichteten über ihren Särgen gewaltige Pyramiden, bei denen massive Wände von ungeheurer Stärke jedes gewaltsame Durchbrechen der Mauern unmöglich machten, während der schmale Gang, durch den der Sarg in das Innere gebracht worden war, in der raffiniertesten Weise mit Granitblöcken verstopft ward. So entstanden jene Riesen der ägyptischen Baukunst, wie wir sie besonders an den drei Pyramiden in Gizeh bewundern, die ebenso wie wir, auch der alte Herodot schon bewundert hatte. Er erzählt,



Pyramiden von Gizeh.

daß es in Theben sowohl als in Memphis zu den größten Seltenheiten gehört, ein unberührtes Grab zu finden; sie sind alle schon im Alterthum ausgeraubt worden.

Eine Sorte von Gräbern war natürlich am meisten gefährdet, die der Könige. Hatte man bei Privatleuten nur einzelne Schmuckfachen zu erwarten, so mußte die Leiche des Königs eine wahre Goldgrube sein. Daher wurden denn auch bei der Anlage der meisten Königsgräber ganz besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Herrscher des alten und mittleren Reiches

daß 2000 Menschen drei Jahre lang damit beschäftigt gewesen seien, einen einzigen Riesenblock von Elephantine nach Sais zu wälzen. An einer von diesen drei königlichen Grabstätten, der Cheopspyramide, welche 2,521.000 Kubikmeter Steingehalt besitzt, sollen 100.000 Arbeiter 20 Jahre lang beschäftigt gewesen sein, die je nach drei Monaten durch andere 100.000 abgelöst wurden. Plinius berechnet die Erbauungszeit der drei großen Pyramiden, welche unser Bild darstellt, auf $78\frac{1}{3}$ Jahre. —

Die alten Aegypter hatten ihre Todten lieb, lieber

als so manche Culturvölker. Dieser Gedanke drängt sich einem in den Sinn, wenn man den altägyptischen Todtencult betrachtet; die Aegyptier ahnten ein Leben nach dem Tode, sie fühlten ein Jenseits, sie fürchteten sich vor dem furchtbaren und gerechten

Richter desselben — und darin waren sie dir, mein stolzer Europäer, der du über diese Furcht lächelst und doch der ewigen Gerechtigkeit in die Arme läufst, weit überlegen.

Rundschau in den Missionen.

Europa.

Die Gesellschaft vom göttlichen Worte wurde kurz, nachdem sie das 25jährige Jubiläum ihres Bestandes gefeiert, vom päpstlichen Stuhle förmlich als Ordensgenossenschaft anerkannt. Die aus dem deutschen Boden hervorgewachsene Gesellschaft entwickelte sich in den 25 Jahren ihres Bestandes prächtig; sie besitzt in Europa 4 Missionshäuser: in Steyl, Mödling, Reisse und St. Wendel; ihre Mitglieder, der weitaus größeren Zahl nach Deutsche, sind bereits in allen Welttheilen thätig. Im Laufe des Jahres 1900 wurden 51 Personen in die Missionen entsendet: 23 Brüder, 21 Laienbrüder und 27 Schwestern.

Asien.

China. Immer neue Nachrichten ergänzen das traurige Bild der Zerstörung in der vielversprechenden Mission. Nach neueren Nachrichten hat die Scheutvelder Congregation nebst den bereits gemeldeten drei weitere Leben zu beklagen; ein Pater nämlich wurde durch die Boyer todtgeschossen, zwei andere, einer davon aus der Mongolei gebürtig, wurden in der Kirche von Heu-pa getödtet und verbrannt. Der Verlust an einheimischen chinesischen Priestern und Schwestern, sowie Seminaristen und Katechisten soll ein bedeutender sein. — Neueren Zeitungsberichten zufolge wurden 19 Scheutvelder Missionäre mit mehreren tausend Christen von den Russen entsetzt und gerettet. —

Von besonderer Bedeutung für das ostasiatische Missionswerk ist die Nachricht, dass die transsibirische Eisenbahn ihrer Vollendung entgegen gehe. Die Schnelligkeit der Personenzüge soll alsdann auf 37 Kilometer per Stunde gesteigert werden, so dass man von Wien nach Peking in etwa 12 bis 13 Tagen wird gelangen können, während die Reise auf dem Seewege bisher 5 bis 6 Wochen in Anspruch nahm.

Afrika.

Westafrika. In der apostolischen Präfectur des Unteren Congo arbeiten mit Erfolg in 8 Haupt-

stationen die Väter vom hl. Geiste. Nebst dem apost. Präfecten wirken daselbst 22 Patres und 18 Laienbrüder, außerdem 8 Religiosen einer einheimischen Sodaliätät vom hl. Petrus Claver, deren Organisation der hochw. P. Garnier zu Majumba mit Geduld und Ausdauer sich gewidmet hat. 17 einheimische Katechisten sind an der Küste und im Innern thätig, 16 Schwestern des hl. Josef von Clugny unterstützen ebenfalls die Patres in ihrer Seelsorgsarbeit, die sich über 8530 Katholiken, 12 Kirchen und Kapellen, 6 Knaben- und 3 Mädchenschulen erstreckt.

In der apostolischen Präfectur Süd-Ober-Congo wurde eine neue Station mit Namen Lunda gegründet; die Missionäre wurden von der Bevölkerung freundlich aufgenommen. Auch von der Missionsstation St. Paul, die wegen des niedern Wasserstandes von der Außenwelt abgeschlossen war, kamen günstige Nachrichten.

Aus der apost. Präfectur Simbebasien, wo gleichfalls Väter vom hl. Geiste thätig sind, laufen gute Nachrichten ein. In den 6 Missionsstationen sind 3—4000 Personen bereits bekehrt oder der Bekehrung nahe. Ueber 600 junge Leute genießen regelmäßigen Unterricht.

Im Süden Kameruns wurde von den Pallotiner-Missionären zu Großbatanga eine neue Station gegründet und im nächsten Frühjahr soll bei den Yaunde im Hinterlande von Kribi mit der Gründung einer neuen Station begonnen werden, von der man große Stücke erhofft. Die Yaunde sollen nämlich nicht so kriegerischer Natur sein wie ihre Stammgenossen und sollen einen Drang fühlen nach Civilisation und Religion. Seit drei Jahren senden sie schon ihre Kinder zu der kathol. Mission. Ihren flehentlichen Bitten um eine eigene Station soll nun willfahrt werden und vier Patres und ein Laienbruder aus Limburg mit zwei Schwestern sind bereits unterwegs.

Ostafrika. In Tabora, der Hauptstadt von Central-Deutsch-Ostafrika, wurde eine neue Mission

gegründet. Schon bevor die Deutschen ins Land kamen, gab es da eine Station, sowie in dem drei Stunden südlich gelegenen Ripalapala, aber die damals allmächtigen arabischen Sklavenhändler zwangen die Missionäre zur Flucht. Dieselben zogen sich unter Führung des sel. P. Schynse nach Bukumbi im Süden des Victoria-sees zurück. Von den beiden Missionen blieben nur Trümmer zurück und die sieben Gräber der dort verstorbenen Missionäre.

Nunmehr schenkte der deutsche Forschungsreisende Dr. Kandt den Weißen Vätern in Tabora ein ziemlich ausgedehntes Grundstück mit einer Tembe (Eingeborenenhaus aus Erde) und knüpfte daran die Verbindung, auf diesem Grundstück eine deutsche Schule und ein von deutschen Schwestern bedientes Hospital

zu erbauen. — Drei Patres befinden sich bereits in Tabora und haben sich auch schon, von den Officieren und Beamten der Stadt kräftig unterstützt, an ihr Missionswerk gemacht.

Die Mission der Trappisten in Neuköln hat eine Wendung zum Bessern erfahren. An den Sonntagen treffen durchschnittlich 100 bis 140 Erwachsene zum Unterrichte ein. Die Tageschule besuchen im Durchschnitt 50 bis 70 Kinder. Unterhalb Stunden östlich von Neuköln wurde eine Schule für die Katechese mit etwa 50 Kindern eröffnet. — Die Station St. Peter-Tulii, etwa drei Stunden von Neuköln entfernt, mit einem Pater und einem Laienbruder weist einen guten Anfang auf. Tägliche Schülerzahl vierzig.



Vermischte Nachrichten.

Eine chinesische Speisefarte. Ein Kaufmann aus Bremen beschreibt das Festessen, zu dem er einmal von einem vornehmen Chinesen geladen war. Die Tafel war mit 22 Pantfe (Schüsseln) beladen, durch 10^o große Laternen mit bunten Farben und durch Guirlanden von geschliffenem Glase und seidenen Quasten geziert. Den Inhalt der einzelnen Schüsseln entnehmen wir der folgenden Speisefarte:

1. Schüssel: Tauben mit Champignons und zerschnittenen Bambusprossen gekocht — deliçios.

2. Schüssel: Schweinefett in einem Mehlteige gerollt und dann nach Art der Pfannkuchen gebacken — ausgezeichnet.

3. Schüssel: Taubeneier in Fleischbrühe, wobei das Weiße der Eier fest aber durchsichtig war — sehr gut.

4. Schüssel: Chinesische Schwalbenester mit Schinkenscheiben und Bambusprossen (einer schleimigen Substanz) — vorzüglich.

5. Schüssel: Verschiedenes Geflügel mit Champignons und Bambuscheiben gekocht — sehr wohl-schmeckend.

6. Schüssel: Ente mit Bambus und Kenupharfrüchten; diese Früchte gleichen in Geschmack und Anblick einer Eichel ohne Kapfel — ziemlich gut.

7. Schüssel: Schweinsleber in Ricinusöl gebraten — schlecht.

8. Schüssel: Ein japanisches Gericht: Muscheln mit stinkendem Stodfisch und Speckschwarten — abscheulich.

9. Schüssel: Seekrabbenschwänze mit Bambus-

schnitten und Schinken, in Ricinusöl zubereitet — schrecklich.

10. Schüssel: Ein bunter Stern von Geflügelstücken, Schinken und Taube, mit durchsichtigem geronnenen Eiweiß übergossen — sehr saftig.

11. Schüssel: Stücke von Seefischen und Haifischflossen mit Bambus und Champignons — eher schlecht als gut.

12. Schüssel: Eingeweide von Geflügel mit Moreheln — die Moreheln ließen das Eingeweide mit verschlucken.

13. Schüssel: Schinken mit Kohlrippen — nicht besonders.

14. Schüssel: Schinken von Spanferkeln, im eigenen Saft gekocht — sehr delicat.

15. Schüssel: Landschildkröte mit ihren Eiern in Ricinusöl — schmeckt schauerlich.

16. Schüssel: Schinkenpitze — gut.

17. Schüssel: Brustfleisch von Geflügel mit sauerem Kohl — nichts Delicates.

18. Schüssel: Faulige Eier. (Diese Eier werden einen Monat in Salz und 2 Monate in feuchter Erde aufbewahrt. Das Weiße sieht aus wie gebrannter Zucker, ist durchsichtig und erscheint etwa wie braune Reglisse. Das Gelbe hat eine grünliche Färbung und der Embryo sieht dunkler aus, ist zusammengerollt und völlig erkennbar.) Es ist ein sonderbares Gericht, doch vielmehr schlecht als gut. Man frägt sich, ob diese kochkünstlerische Erfindung das Ergebnis eines sehr verfeinerten oder sehr verdorbenen Geschmackes ist.

Deffert: Eingemachtes von Sizou, einer rothen Frucht, die nach Art der Johannisbeeren schmeckt — gut. Eingemachte Früchte, die einen länglichen Kern wie die Pflaumen hatten, in Branntwein — gut. Krebse oder vielmehr Krebschwänze in Ricinusöl gebaden. Eine grüne längliche Frucht mit langem harten Kern; sie sah aus wie eine große grüne Olive, doch war es keine — scharf und sauer, für einen Europäer ungenießbar. Leichte Kuchen, in Geschmack dem Magdalenenkuchen und Savoyerkuchen ähnlich — ausgezeichnet. Nüsse, Mandeln und Ricinuskerne geröstet und mit Zucker candiert — alles gut, selbst die Ricinuskerne. Maccaronis mit Sesamkörnern und dreieckige Kuchen mit Ricinuskerne — so leidlich. Bonbons von verschiedenen Sorten — nicht berühmt. Im Ofen getrocknete Litchis. Die frische Litchis ist die herrlichste Frucht Chinas; ihre runzelige Schale gleicht der Wassermelone; der Geschmack des weißen Fleisches erinnert an die Gutedeltrauben — vorzüglich. Große Pampelmus-Orangen, deren Schalen wie Spitzen ausgeschnitten waren — gut. Kleine Mandarin-Orangen — ebenfalls gut. — — Mahlzeit!

(Die schönste Schlingpflanze der Welt) dürfte die neu eingeführte Kaiserwinde (*Ipomoea imperialis*) sein, deren Farbenpracht zu schildern kaum gelingen dürfte. Sie sind ein Produkt jahrelanger Zucht, sorgfältiger Wahl und gegenseitiger Befruchtung und stammen direkt von den sogenannten „Huberwinden“ der Gärten ab. Sie ranken sehr hoch,

lieben sonnige Lage und blühen sehr reich; das Laub ist grün, silberbunt oder auch seltener gelb. Die Blüten sind meist enorm groß, so zwar, daß sie an den Rändern gefranzt erscheinen oder zusammengefaltelt und also den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben scheinen. Die Farben sind größtentheils neu, nicht nur bei dieser Prachtclasse von *volubilis*, sondern überhaupt theilweise an Blumen bisher neu und nicht dagewesen. Man findet z. B. aschgrau, broncefarben, braun, schieferblau und seltsame Mischungen verschiedener Farben, für die wir keinen Ausdruck finden, die der Pinsel eines Malers ausfindig gemacht zu haben scheint. Uebrigens bewegen sie sich vom schneeligsten Weiß und Himmelblau bis zum Schwarzblau, vom zartesten Zinfarnat zum zartesten Purpur und glänzendsten Roth. Sie sind geflammt und gestrichelt, gesternt und marmoriert und bunt bis zum Excess! Sie sind oft prachtvoll gerändert, z. B. leuchtendpurpur mit breitem weißen Saume; sie sind ein Naturwunder! Ihre Kultur ist die einfachste der Welt! Frühe Aufzucht, warmer, sonniger Stand und leichter, kräftiger Boden. Wer einen Garten oder Blumentopf hat, pflanze sich diese Prachtshlinger, und es wird ihn nicht gereuen. Sie schlingt im Topfe wunderschön empor, namentlich wenn an Fenstergitter geleitet, wo sie alles umspinnt und in kurzer Zeit ein buntes Laub- oder Blumenfenster bildet. — Samen liefert die Firma A. Fürst in Schmalhof, Post Wilshofen, Niederbayern.



Marien-Verein für Afrika.

Breitensee. Der hochwürdige Herr Pfarrer Adolf Sedlaczek schreibt uns: Am 27. Jänner wählte die wackere Frauengruppe des Marienvereins die neue Vereinsleitung für 1901. Gewählt wurden: als Präsidentin Frau Eva Nakowitzsch, als Vicepräsidentinnen Frä. Lotti Loibel und Frä. Clara Neumann, als Cassierin Frau Marie Krippel und als Schriftführerin Frau Anna Lukowitzsch. — Verfloßenes Jahr wurden 140 Kronen dem Vereinszwecke zugeführt. Möge auch das heurige Jahr ein recht segensreiches werden.

Lasse. Einem Schreiben des hochwürdigen Herrn Pfarrers Sigismund Dorfswirth entnehmen wir: Der Marienverein in Lasse hat, dank dem Eifer der Cassierin, Frau Theresia Moring, und der Schriftführerin, Frä. Anna Moring, im heurigen Jahre erfreulich zugenommen und zählt jetzt 40 Mitglieder. — Ein Mitglied, Maria Glatt, hat uns der Tod entrißen. An deren Leichenbegängnis nahmen die Vereinsmitglieder zum erstenmal vollzählig theil. An den Diöcesan-Ausschuß wurde jüngst die ansehnliche Summe von 61 Kronen abgeschickt.